

SCHÜLERINNEN SCHREIBEN ZUKUNFT



49 FRAUEN
BILDER

Frauen The logo for 'Frauen Österreich' (Women Austria), featuring the word 'Frauen' in a bold sans-serif font and 'österreich' in a smaller, lowercase sans-serif font inside a circular emblem.

„VIELFALT DER PERSPEKTIVEN ALS GRUNDLAGE GUTER ENTSCHEIDUNGEN“

Gute Entscheidungen entstehen nur sehr selten aus einer einzigen Perspektive. Oft beginnen sie mit dem Zuhören und mit dem Einbeziehen anderer Sichtweisen!

Oberösterreich ist ein Land der Leistungsträgerinnen und Leistungsträger. Unser gemeinsamer Anspruch ist, dass sich Leistung für Frauen wie für Männer gleichermaßen auszahlt. Dafür braucht es faire Rahmenbedingungen, Offenheit und den klaren Willen, bestehende Unterschiede sichtbar zu machen und weiter abzubauen.

Gleichstellung und Meinungsfreiheit sind dafür unverzichtbar. Sie leben von einem unabhängigen, objektiven Journalismus, der genau hinschaut, Fragen stellt und Entwicklungen ehrlich abbildet – ohne Beschönigung, aber mit Verantwortung. Projekte wie „49 Frauenbilder“ leisten hier einen wichtigen Beitrag.

Dieses Magazin macht Fortschritte ebenso sichtbar wie Defizite, gibt Frauen Raum und stärkt das Vertrauen in Journalismus, Gleichstellung und eine kritische, engagierte junge Generation. Es lädt dazu ein, genauer hinzusehen – und gemeinsam an einer offenen, selbstbewussten Gesellschaft weiterzuarbeiten.

Mag. Thomas Stelzer
Landeshauptmann



„49 FRAUENBILDER ZEIGT FRAUEN VIELFÄLTIG, KOMPETENT UND SELBSTBESTIMMT.“

Beruflich wie privat sollen sich Frauen in Oberösterreich selbst verwirklichen können und selbstbewusste Entscheidungen treffen. Für mich ist klar: Starke Frauen. Starkes Land. Aber der Weg zur Gleichstellung ist leider noch nicht abgeschlossen. Die Frauenstrategie des Landes Oberösterreich setzt hier klare Schwerpunkte, auch im Bereich „Frauen in den Medien“. Denn mediale Rollenbilder prägen Chancen. Das Projekt 49 Frauenbilder zeigt Frauen vielfältig, kompetent und selbstbestimmt. In den Texten der oö. Schülerinnen und Schüler geht es um Chancengleichheit, Wahlfreiheit und Sichtbarkeit von Frauen in der Öffentlichkeit. Danke für die wertvollen Beiträge! Jede und jeder verändert mit diesem Tun die Zukunft.

Mag.^a Christine Haberlander,
Landeshauptmann-Stellvertreterin
und Bildungsreferentin



„ZUKUNFT GESTALTEN HEISST FRAUEN STÄRKEN“

Die Frauenstrategie „Frauen.Leben 2030“ des Landes Oberösterreich steht für Zukunftsgestaltung mit Weitblick. Im Handlungsfeld „Frauen in Schlüsselpositionen“ unserer Frauenstrategie zeigt sich unter anderem, wie wichtig weibliche Perspektiven in Wirtschaft, Technik und Innovation sind. Frauen und Technik gehören zusammen, heute mehr denn je. Gleiche bzw. gleichwertige Arbeit erfordert allerdings auch gleiche Entlohnung und gleiche Anerkennung auf allen Ebenen, denn Fairness ist die Grundlage einer leistungsfähigen Gesellschaft. Gewaltprävention ist ein sehr wichtiger Schwerpunkt der Arbeit des Frauenreferates des Landes OÖ. Projekte wie 49 Frauenbilder machen sichtbar, wie Frauen Verantwortung übernehmen, Zukunft mitgestalten und Oberösterreich nachhaltig stärken.

Dipl. Päd.ⁱⁿ Beate Zechmeister, MA
Leiterin Frauenreferat Land OÖ



„BILDUNG ERMUTIGT MENSCHEN, IHRE GEDANKEN SICHTBAR ZU MACHEN.“

Bildung eröffnet Räume für Sprache, für Denken und für Mitgestaltung. Gute Deutschkenntnisse sind der Schlüssel, um sich auszudrücken, mitzudiskutieren und Verantwortung zu übernehmen. Schreiben fördert diese Fähigkeiten. Es stärkt Meinungsfreiheit, demokratisches Bewusstsein und die Fähigkeit, unterschiedliche Perspektiven zu verstehen. Demokratie lebt davon, dass junge Menschen ihre Stimme finden und erheben. Projekte wie „49 Frauenbilder“ zeigen, wie Bildung Menschen ermutigt, ihre Gedanken sichtbar zu machen und unsere Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Es ist einer von vielen notwendigen kleinen Schritten hin zu einer Gesellschaft, die zur Demokratie befähigt.



Bildungsdirektor Mag. Dr. Alfred Klampfer, BA

„SCHREIBEN HEISST HALTUNG ZEIGEN“

Projekte wie „49 Frauenbilder“ verbinden in besonderer Weise Inhalt und Kompetenz. Schülerinnen und Schüler setzen sich mit Gleichberechtigung, Rollenbildern und den Stärken von Frauen auseinander und erweitern dabei ihre sprachlichen und journalistischen Fähigkeiten. Schreiben heißt nachdenken, Stellung beziehen und Argumente finden. Darin liegt der Bildungswert dieses Projekts: Junge Menschen lernen, gesellschaftliche Themen einzuordnen und ihre Gedanken klar und selbstbewusst auszudrücken. Das ist eine wichtige Grundlage für Teilhabe, Dialog und eine lebendige Demokratie.



Annemarie Thallner
Fachinspektorin für Technik und Design
und Ernährung und Haushalt, Bildungsdirektion OÖ

„DIE GESCHICHTEN DER SCHÜLERINNEN UND SCHÜLER LADEN DAZU EIN, HINZUHÖREN“

Die Lebenswelt junger Frauen ist vielfältig, engagiert und voller Zukunftspotenzial. Die hier schreibenden Frauen zeigen, wie Beteiligung Sichtbarkeit schafft, für jede Einzelne und für unsere Gesellschaft. Ihre Geschichten laden dazu ein, hinzuhören, Gewohntes zu hinterfragen und neue Wege zu denken. Die Texte der Schülerinnen eröffnen Perspektiven und geben Orientierung. Mein Dank gilt campus a für die gemeinsame Arbeit sowie dem Schulsystem, das dieses Projekt mit Offenheit und Engagement mitgetragen hat. Sie alle machen Mut für eine positive gemeinsame Zukunft.

DSAⁱⁿ Angela Heitzinger, MA
Frauenreferat Land OÖ



„DAS POTENZIAL DER NÄCHSTEN GENERATION“

Projekte wie dieses zeigen jungen Menschen, dass sie alles erreichen können, wenn sie an sich glauben. Denn sie schaffen Räume, in denen Mut wachsen kann. Tatendrang und Wissbegierde sind dabei das Um und Auf, und beides war bei jeder und jedem einzelnen Teilnehmenden spürbar. Zu sehen, mit wie viel Offenheit, Neugier und Engagement die Schülerinnen und Schüler gedacht, gefragt und geschrieben haben, war schön und zugleich bestärkend. Es zeigt, welches Potenzial in der nächsten Generation und in uns Frauen steckt.

Bernadette Krassay, BA, MA
Chefredakteurin campus a



Kontakt

Frauenreferat des Landes Oberösterreich
Bahnhofplatz 1, 4021 Linz
Telefon: 0732/7720-11851
E-Mail: frauen@ooe.gv.at
www.frauenreferat-ooe.at
Registrieren Sie sich für unseren Newsletter!
www.facebook.com/frauenreferatooe.at
 [frauenreferat.ooe](https://www.instagram.com/frauenreferat.ooe)

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:
Amt der Oö. Landesregierung,
Direktion Kultur und Gesellschaft,
Abteilung Gesellschaft, Frauenreferat
4021 Linz, Bahnhofplatz 1,
Telefon: 0732/7720-11851,
E-Mail: frauen@ooe.gv.at,
www.frauenreferat-ooe.at

Text: campus a
Grafik: Jovana Miskovic
Fotos: Land OÖ, Raphael Mittendorfer,
Max Mayrhofer, Sabine Starmayr, Robert Maybach,
Werner Harrer, Fotokerschi, Bildungsdirektion OÖ;
Redaktion: campus a
Druck: Salzkammergut-Media Ges.m.b.H,
Auflage: 600 Stück, Ausgabe: März 2026

Informationen zum Datenschutz
finden Sie unter:
www.land-oberoesterreich.gv.at/datenschutz.htm

BERUF UND FINANZIELLE
ABSICHERUNG s. 10

FAMILIE,
KINDERBETREUUNG
UND PFLEGE VON
ANGEHÖRIGEN s. 39

FRAUEN IN POLITISCHEN,
WIRTSCHAFTLICHEN UND
GESELLSCHAFTLICHEN
SCHLÜSSELPOSITIONEN s. 53

FRAUEN IN DER
WISSENSWELT s. 70

FRAUEN UND GESUNDHEIT s. 77

FRAUEN IN DEN MEDIEN s. 102

WERTSCHÄTZUNG UND
FRAUENSOLIDARITÄT s. 126

GASTBEITRÄGE s. 139

49 Frauenbilder

Einführung

Sie steht im Klassenzimmer, den Blick auf ihr Blatt gerichtet, und liest den Satz vor, den sie gerade geschrieben hat. Oft fragt sie sich, ob sie genug ist, ob sie laut genug spricht, ob ihre Stimme etwas bewirkt. Dann schaut sie auf und spricht den Satz noch einmal bewusst in den Raum. Plötzlich hören andere zu. Genau hier zeigt sich, worum es im Projekt 49 Frauenbilder geht: Texte schreiben, die hörbar, sichtbar und spürbar werden.

Dieses Magazin versammelt Geschichten, Gedanken, Fragen und Forderungen von jungen Frauen, die ihre Lebenswelt reflektieren. Ihre Beiträge behandeln viele Themen, die eines verbindet: Sie hinterfragen Rollenbilder und Erwartungen, die tief in unserer Gesellschaft verankert sind, und zeigen Wege, diese neu zu gestalten.

Für 49 Frauenbilder haben die Schülerinnen und Schüler gesellschaftsrelevante Texte verfasst, um zentrale Themen offen, ungeschönt und ehrlich zu thematisieren. Ziel war es, jungen Frauen eine gewichtige Stimme zu geben. Sie wählten ihre Themen selbstständig aus und bewarben sich mit ihren Ideen. Wir durften die engagierten Schülerinnen und Schüler inhaltlich begleiten und beraten, insbesondere darin, Mut zu fassen, fundiert zu recherchieren und ihre Gedanken sprachlich klar und wirkungsvoll auszudrücken.

In vielen Ländern, auch in Österreich, sind Frauen noch immer von Gewalt betroffen und begegnen nach wie vor

Benachteiligungen in Arbeit, Politik und Öffentlichkeit. Sie verdienen oft weniger und sind häufiger von Armut betroffen, selbst bei gleicher Qualifikation. Im Alltag erleben wir immer wieder soziale, politische und wirtschaftliche Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Besonders in der beruflichen Entlohnung und politischen Mitbestimmung bleibt viel zu tun.

Dieses Magazin spricht nicht über junge Frauen, sondern mit ihnen. Die Beiträge gewähren Einblicke in Lebensrealitäten, die sonst im Schatten bleiben. Sie berichten von Rollenbildern, die Druck erzeugen, von Barrieren, die Chancen blockieren, und von Bildern in den Medien, die eher formen als informieren. Sie zeigen, wie junge Menschen Selbstbestimmung leben, gesellschaftliche Teilhabe gestalten und die Zukunft aktiv mitprägen.

Die thematische Gliederung dieses Magazins orientiert sich an den Handlungsfeldern der Frauenstrategie „Frauen.Leben 2030“ des Landes Oberösterreich. Damit wird deutlich, dass die Anliegen und Perspektiven der jungen Autorinnen und Autoren eng mit jenen gesellschaftspolitischen Zielen verbunden sind, die das Frauenreferat des Landes OÖ verfolgt. Die Beiträge spiegeln zentrale Handlungsfelder wider und machen sichtbar, wie diese Themen im Lebensalltag junger Menschen konkret erfahrbar werden.

Die Autorinnen und Autoren dieser Sammlung machen deutlich: Wir alle

müssen Gleichstellung nicht nur fordern, sondern verstehen und leben. Neben 49 Schülerinnen machen auch zwei Schüler mit, um zu zeigen, dass Feminismus auch Männersache ist. Alle Mitwirkenden zeigen auf beeindruckende Weise, wie eng Gleichstellung mit Selbstwert, Sichtbarkeit und Zugang zu Bildung, Arbeit und Macht verbunden ist. In Bereichen, in denen Frauen unterrepräsentiert sind, etwa in technischen Berufen oder Führungspositionen, gehen Wissen, Vielfalt und Potenzial verloren.

Mit ihren Texten setzen die Jugendlichen ein starkes Zeichen. Sie zeigen, wie Grenzen erkannt, reflektiert und neu gedacht werden können. Sie erinnern daran, dass Gleichstellung kein abstraktes Konzept ist, sondern im Leben jedes Einzelnen erfahrbar wird, als Herausforderung und Chance zugleich.

Dieses Projekt spiegelt eine Zeit wider, in der junge Frauen beginnen, tief verwurzelte Muster unserer Gesellschaft sichtbar zu machen. Stimme, Haltung und Schreiben werden zu Werkzeugen, die nicht nur reflektieren, sondern verändern. Die Texte in diesem Magazin sind ehrlich, kritisch, manchmal unbequem und manchmal persönlich. Sie erzählen von Begegnungen, Erwartungen, Unsicherheiten und Mut.

Jede Stimme trägt dazu bei, ein vielschichtiges Bild davon zu zeichnen, was es heute heißt, Frau zu sein. Die Beiträge berichten von Selbstbestimmung,

vom Widerstand gegen festgefahrene Rollenbilder und von der Hoffnung, dass Veränderung möglich wird, wenn Menschen zuhören und offen bleiben.

Dieses Magazin bildet keinen Abschluss, sondern einen Auftakt. Es ist ein Kapitel in einer langen Geschichte darüber, welche Gesellschaft wir sein wollen: eine Gesellschaft, in der alle Menschen gleiche Chancen erhalten und Unterschiedlichkeit keine Barriere, sondern Bereicherung ist.

Lesen Sie aufmerksam und offen. Lassen Sie sich berühren, hinterfragen und inspirieren. Die Zukunft, die hier entsteht, baut auf den Gedanken und Stimmen auf, die Sie auf den folgenden Seiten entdecken.

Frauenreferat Land OÖ & Campus a

BERUF UND FINANZIELLE ABSICHERUNG



„Das Teilen von Geschichten

über Frauen macht

Veränderungen möglich.“

Naomi Lazar

Frauen im Cockpit: Zwischen Vorurteilen und Fortschritt

VON NAOMI LAZAR.

„Das Flugzeug weiß nicht, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind.“ Dieses bekannte Zitat stammt von Emily Howell Warner. Wer war diese Frau und was machte sie so besonders?

Emily Howell Warner – Pionierin der Luftfahrt

Emily Howell Warner (1939–2020) bewarb sich fünf Jahre lang erfolglos um eine Stelle als Pilotin, bis die Fluggesellschaft Frontier Airlines sie als Co-Pilotin für Boeing-737-Maschinen einstellte. Sie war 1973 die erste Pilotin, die für eine amerikanische Linienfluggesellschaft tätig war. Ein Beruf, den bis dahin nur Männer ausgeübt hat-

ten. Doch wie gelang ihr dieser Weg? Emily Warner erhielt mit 18 Jahren ihre Flugschülerlizenz und während sie als Sekretärin bei Clinton Aviation in Denver arbeitete, sammelte sie Flugstunden. Sie erlangte schließlich auch die Lizenzen zur Berufspilotin, Instrumentenflug, Mehrmotorenflugzeuge und Fluglehrerin. Zusätzlich arbeitete sie als Fluglehrerin und Prüferin der FAA, einer Luftfahrtbehörde. Dabei unterrichtete sie Männer, die sich zu Berufspiloten ausbilden ließen.

Amelie Melli Beese – Deutschlands erste Linienpilotin

Eine weitere mutige Pilotin war Amelie Melli Beese (1886–1925), die erste deutsche Linienpilotin, und zwar be-

reits 1911. Auch sie kämpfte mit vielen Vorurteilen, gab ihren Traum jedoch nicht auf und bewarb sich bei mehreren Flugschulen.

Viele Fluglehrer waren der Meinung, Frauen wären für diesen Beruf nicht geeignet, und sie besaßen auch keine Erfahrung mit Flugschülerinnen. Dennoch versuchte Beese es immer weiter, bis eine Flugschule sie aufnahm und zur Pilotin ausbildete, laut einem Bericht der ARD.

Doch bei ihrem zweiten Übungsflug setzte der Flugzeugmotor aus und Amelie Beese stürzte aus 20 Metern Höhe ab. Die Folgen waren ein gebrochener Knöchel und für ihren Fluglehrer ein vermeintlich weiterer Beweis, Frauen gehörten nicht ins Cockpit.

Trotz schwieriger Umstände bestand sie am 13. September 1911 ihre Flugprüfung und erlangte als erste deutsche Frau eine Fluglizenz. Außerdem stellte sie einen neuen Weltrekord im Dauer- und Höhenflug für Frauen auf. Im darauffolgenden Jahr gründete sie ihre eigene Flugschule mit dem Namen „Melli Beese“ in Berlin-Johannisthal.

Frauen im Cockpit heute

Doch wie sieht die aktuelle Lage aus? Es gibt weltweit wenige Berufe, in denen der Frauenanteil geringer ist als unter Verkehrspilot*innen. Weltweit sind ca. 5,8 Prozent der kommerziellen Pilot*innen, die zum Einsatz kommen, weiblich. Der Anteil in Deutschland beträgt 6,9 Prozent und an der Spitze befindet sich Indien mit 12,4 Prozent.

Ein Grund für diesen geringen Frauenanteil sind die traditionellen Rollenbilder. Frauen hatten es besonders schwer, sich in männlichen Bereichen durchzusetzen, weil die Gesellschaft

die Geschlechterrollen bis vor Kurzem noch klar definierte, heißt es in einem Artikel von „Aero International“.

Der Fachkräftemangel als Chance

Durch den aktuellen Mangel an Pilot*innen kann es sich die Luftfahrtbranche jedoch kaum leisten, auf Frauen im Cockpit zu verzichten. Viele Piloten gehen in den Ruhestand und Fluglinien brauchen dringend Ersatz. Deshalb muss die Branche dringend mehr Frauen als Pilotinnen ausbilden. „Die Branche wird dadurch vielfältiger und zukunftssicher“, sagt Julia Harter, Ausbildungsleiterin der FFH Aviation Training, in einer Ausgabe von „Aero International“.

Aufgrund des Mangels an Pilot*innen versuchen viele Airlines, gezielt mehr Frauen auszubilden und sie fürs Fliegen zu begeistern. Auch die Aufstiegschancen unterscheiden sich dabei nicht. Nach der Ausbildung zur Co-Pilotin, auch First Officer genannt, besteht die Möglichkeit, zur Kapitänin aufzusteigen und später auch Ausbilder- oder Führungspositionen übernehmen.

Das Flugzeug weiß nicht, wer es fliegt. Doch es ist immer noch eine Besonderheit, wenn eine Frau im Cockpit sitzt. Diese Veränderung entscheidet sich nicht in der Luft, sondern am Boden.

Naomi Lazar ist 17 Jahre alt, lebt in Gschwandt und besucht die BAfEP der Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck. In ihrer Freizeit liest sie gerne und verbringt viel Zeit mit ihrer Familie. Am Projekt nimmt sie teil, weil das Teilen von Frauengeschichten für sie ein wichtiger **Schritt für Veränderung** ist.



„Durch meine eigenen Erfahrungen

versuche ich aktiv, zu einem

besseren Lern- und Arbeitsklima

für Frauen beizutragen.“

Dina Herac

Zwischen Werkbank und Vorurteil – Warum Frauen in der Technik kämpfen müssen

VON DINA HERAC.

In letzter Zeit stoße ich auf Instagram immer wieder auf Videos der Influencerin Cindy-Adriana Speich. Mit ihren Inhalten kann ich mich stark identifizieren, denn sie arbeitet selbst im Handwerk. Sie zeigt ihren Alltag auf Baustellen und in Werkstätten. Auf Instagram ist sie unter dem Namen `haus_plan_b` zu finden. Dort folgen ihr rund 951.000 Menschen. Diese Reichweite nutzt sie gezielt. Sie spricht offen über Diskriminierung und Sexualisierung von Frauen in handwerklichen und technischen Berufen.

Hohn, Spott und andere Bösarbeiten

In den Kommentaren dominiert kein Lob, stattdessen überwiegt Spott. Viele

stellen ihre Kompetenz infrage. Andere hinterfragen ihre Berufswahl. Technik und Bau gelten für viele noch immer als männliches Terrain.

Zu lesen sind Aussagen wie:

„Man kann Kinder auch schon im Brutkasten züchten ... also bräuchte man Frauen ja eigentlich auch nicht mehr.“

Oder:

„Wenn falsches Arbeiten jetzt gut bewertet wird, nur um die Frauenquote aufzubessern, dann haben wir verloren. Lade mich ein, ich zeige dir, wie man richtig armiert.“

Ich bewundere ihren Umgang mit solchen Angriffen. Sie erlebt Mobbing wegen ihres Aussehens und ihres Könnens. Sie bleibt trotzdem im Internet präsent. Ihre Leidenschaft fürs Hand-

werk bleibt sichtbar. Ihr Selbstbewusstsein wirkt stark und konsequent.

Ursachen liegen oft in Schule und Ausbildung

Solche Erfahrungen betreffen viele Frauen. Studien aus der Bildungs- und Arbeitsmarktforschung zeigen wiederkehrende Muster. Frauen in technischen Ausbildungswegen erleben häufiger Vorurteile. Bewertungen hinterfragen ihre Leistungen schneller, Anerkennung bleibt häufig aus. Eine häufig zitierte Studie von Folke, Mengel, Sauermann und Zölitz beschreibt kritischere Bewertungen von Frauen in technischen Lehr- und Prüfungssituationen bei gleicher Leistung.

Laut Daten der deutschen Plattform „Innovative Frauen im Fokus“ sind Frauen in technischen Berufen deutlich unterrepräsentiert. Die Plattform wertet Beschäftigtenstatistiken der Bundesagentur für Arbeit aus. Im Jahr 2024 lag der Frauenanteil in technischen MINT-Berufen (MINT bezeichnet die Bereiche Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) in Deutschland bei nur 14,7 Prozent.

Auch der Beitrag von „National Geographic Education“ ordnet diese Zahlen ein. Die Ursachen liegen nicht erst im Berufsleben, sie beginnen viel früher. Schule und Ausbildung prägen Interessen, Selbstbilder und Erwartungen. Dort entstehen erste Ausschlüsse und Unterrepräsentanz verfestigt sich.

Eine ehemalige Schulkameradin namens Sanita beschreibt den Einstieg in die Technikbranche als bewusstes Risiko. Gute Erfahrungen gab es zwar, trotzdem behandelte das Umfeld sie anders. Männliche Kollegen nahmen sie weniger ernst. Abfällige Kommen-

tare kamen von außen. Vorgesetzte reagierten widersprüchlich. Sie schützten sie übermäßig, gleichzeitig stellten sie höhere Anforderungen als an männliche Kollegen.

Besonders belastend blieb der Umgang mit Zurückweisung. „Am Anfang wurde ich angemacht. Nach meiner Ablehnung folgte Spott. Daraus entstand Belästigung. Nach meiner Gegenwehr kam Hass“, sagt Sanita.

Sie bereut ihren Kampf um Respekt nicht, doch sie bereut den späten Ausstieg. Diese Erlebnisse raubten ihr die Begeisterung für Technik. Doch die Hoffnung bleibt. Vielleicht kehrt sie zurück.

Fehlende weibliche Vorbilder verstärken diesen Kreislauf. Sie begrenzen berufliche Vorstellungen. Fachleute erkennen zusätzlich strukturelle Barrieren. Eine Auswertung des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen in Zusammenarbeit mit Career Services technischer Studienrichtungen zeigt deutliche Effekte. Systematische Vorurteile prägen Ausbildung und Studium. Stereotype Erwartungen erhöhen den Leistungsdruck für Frauen.

Sichtbarkeit, Social Media und Vorbilder

Die Ergebnisse zeichnen ein klares Bild. Frauen in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen erleben häufig Zweifel an ihrer Kompetenz. Diese Skepsis setzt sich im Berufsleben fort. Leistungsunterschiede spielen kaum eine Rolle. Anerkennung bleibt dennoch aus.

Diese Bilder wirken vertraut. Ich besuche eine Maschinenbauklasse an einer Höheren Technischen Schulanstalt. In meiner Klasse lernen zwei Mädchen. Alle anderen Mitschüler sind männlich.

Gerade deshalb spreche ich über dieses Thema. Sichtbarkeit zählt. Ermütigung zählt. Berufliche Möglichkeiten existieren.

Social Media legt diese Mechanismen offen. Frauen wie Cindy-Adriana Speich zeigen ihre Arbeit öffentlich. Sie nutzen Werkzeug, treffen Entscheidungen, vertreten ihre Projekte. Negative Kommentare folgen sofort. Diese Plattformen schaffen Sichtbarkeit und Vernetzung, doch sie erzeugen zugleich dauerhafte Abwertung.

Trotzdem entstehen genau hier neue Vorbilder. Junge Frauen sehen Mut. Sie sehen Kompetenz, sie sehen Eigenständigkeit. Technik kennt kein Geschlecht. Diese Bilder wirken stärker als jede Statistik. Sie beantworten eine zentrale Frage: Wer darf Technik gestalten?

Mein Mut zum Handwerk

Ich entschied mich bewusst für den Maschinenbau. Technik fasziniert mich. Problemlösungen motivieren mich. Ängste begleiten mich trotzdem. Reiche ich aus? Braucht es mehr Leistung für Anerkennung?

Das Video endet. Die Kommentare bleiben. Auch ich bleibe. In der Werkstatt. Im Klassenzimmer. In diesem Berufsfeld.

Nicht als Ausnahme. Als Teil einer Zukunft, die vielfältiger aussieht, als viele es erwarten.

Dina Herac ist 19 Jahre alt und besucht eine HTL im Zweig Maschinenbau. Sie ist eine offene, kommunikative Persönlichkeit mit großem Interesse an gesellschaftlichen und politischen Themen. Im Rahmen des 49-Frauenbilder-Projekts setzt sie sich für Gleichberechtigung ein, insbesondere für mehr Anerkennung von Frauen in technischen Berufen. Ziel ihres Engagements ist es, andere Frauen zu ermutigen, ihren Interessen selbstbewusst zu folgen. Kreativen Ausgleich findet sie im Zeichnen und Singen.

A portrait of Helena Söllinger, a woman with long, wavy blonde hair and blue eyes, wearing a brown sweater and a patterned scarf. She is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a dark wooden panel.

„Frauen in der Technik sind kein Trend,

sondern eine Notwendigkeit

für Innovation und Fortschritt.“

Helena Söllinger

Wie junge Frauen die Technik auf „VorderMann“ bringen

VON HELENA SÖLLINGER.

Kann es sich Europa leisten, das Potenzial technikaffiner Frauen weiterhin ungenutzt zu lassen, wenn es für die Wettbewerbsfähigkeit und für Innovation entscheidend ist und somit einen wesentlichen Faktor für Europas Zukunftsfähigkeit darstellt? Diese Frage gewinnt angesichts des technologischen Rückstands und des Fachkräftemangels zunehmend an Bedeutung.

Die fortschreitende Digitalisierung und Automatisierung bieten hervorragende Zukunftsaussichten für technische Berufe. Erfreulicherweise kämpfen immer mehr technisch und naturwissenschaftlich begabte junge Frauen gegen Geschlechterklischees und alt-hergebrachte Rollenbilder und tief ver-

ankerte Vorurteile an. Der Anteil an Frauen in den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik, den sogenannten MINT-Berufen, ist trotz Fachkräftemangels nach wie vor gering.

Frauenanteil in MINT-Berufen noch gering

Auch im Berufsleben spiegelt sich die Ungleichheit wider. Laut Wirtschaftskammer Oberösterreich lag der Frauenanteil in technischen Berufen im Jahr 2023 lediglich bei etwa zehn Prozent. Frauen brauchen neben fachlicher Kompetenz auch Mut und Durchhaltevermögen, um sich in einer männerdominierten Umgebung zu behaupten.

Ich bin Schülerin des Linzer Technikums und besuche aktuell die dritte Klasse der HTL für Mechatronik, dazu hat mich mein großes Interesse an innovativen technischen Lösungen als auch die Ergebnisse einer Kompetenzanalyse motiviert. Trotzdem reagierten viele aus meinem Umfeld mit Skepsis gegenüber einer jungen Frau in der Technik. Meine Schule unterstützt das Interesse von Mädchen an der Technik aber aktiv, etwa durch den Girls Day, gemeinsame Projekte zwischen verschiedenen Jahrgängen und den Austausch mit anderen Schülerinnen.

Frau Christina Reder, Klassenvorständin sowie Lehrerin für Mathematik und Physik, hebt hervor, ein einziges Mädchen könne bereits das Klassenklima positiv beeinflussen. Technisches Interesse sei entscheidend für den Schulerfolg, die Förderung sei jedoch häufig schon in der früheren Kindheit durch klischeehafte Rollenbilder unterschiedlich gestaltet.

Mehrere angehende Technikerinnen berichten, sich an der HTL gleichwertig behandelt zu fühlen und sich von Vorurteilen nicht entmutigen zu lassen, sondern sie als zusätzliche Motivation zu sehen, einen technischen Beruf zu ergreifen. Da sie von klein auf mit Rollenklischees konfrontiert sind, entwickeln viele Mädchen einen besonderen Ehrgeiz. Gerade diese Erfahrungen motivieren sie, bestehende Vorurteile zu widerlegen und zu zeigen, wie leistungsfähig sie in technischen Fächern im Vergleich zu ihren männlichen Mitschülern sind. Ein Blick auf die Zahlen bestätigt das: Die Drop-out-Rate unter den Schülerinnen an der HTL Linzer Technikum ist niedriger als unter den Schülern. Das ist ein starkes Zeichen dafür, wie zielstrebig und motiviert viele junge Frauen sind. Doch es reicht

nicht aus, Mädchen für technische Ausbildungen zu begeistern.

Arbeitsbedingungen und Berufsperspektiven

Entscheidend ist vielmehr, die Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen nachhaltig zu verbessern, damit Frauen nach der HTL auch langfristig in technischen Berufen bleiben können und ihr Potenzial nicht verloren geht.

Eine aktuelle Studie des Instituts für Höhere Studien (IHS) zeigt: Viele junge Frauen setzen trotz fundierter technischer Ausbildung ihren Weg in die MINT-Berufe nicht fort. Besonders kritisch ist der Übergang nach der HTL.

Nur 15 Prozent der Absolventinnen einer MINT-BHS beginnen ein technisches Studium, bei den Absolventen ist der Anteil mehr als doppelt so hoch. Insgesamt schließen lediglich drei Prozent der Frauen, die eine technische BHS begonnen haben, auch ein entsprechendes Studium ab.

Gleichstellung ist noch Zukunftsaufgabe

Aber auch im Berufsleben setzt sich dieser Verlust fort. Nur knapp ein Drittel der Frauen mit einem technischen Abschluss arbeitet tatsächlich in einem MINT-Beruf. Das liegt nicht an mangelndem Interesse oder fehlender fachlicher Kompetenz, sondern vor allem an ungünstigen Arbeitsbedingungen und fehlenden Entwicklungsmöglichkeiten, die die Mehrheit der Frauen zum Ausstieg bewegen. Nur drei Prozent der Berufsaussteigerinnen schätzen ihre Qualifikation als unzureichend ein. Die Ursachen für den Ausstieg liegen also weniger bei den Frauen selbst als vielmehr in den bestehenden Struk-

turen und Rahmenbedingungen.

Laut Claudia Eichmeyer, einer erfahrenen Technikerin der Firma System 7, stehen Frauen in technischen Berufen fachlich vor denselben Herausforderungen wie ihre männlichen Kollegen. Oft müssen sie ihre Kompetenz zunächst unter Beweis stellen, damit Kollegen sie ernst nehmen. Ihrer Erfahrung nach vereinen divers zusammengesetzte Teams aber unterschiedliche Lösungsansätze und erzielen dadurch häufig bessere und nachhaltig erfolgreiche technische Ergebnisse.

Familienfreundliche Rahmenbedingungen

Entscheidend für Frauen in technischen Berufen ist eine familienfreundliche Unternehmenskultur, die Wiedereinstiege und Karrierewege auch in Teilzeit ermöglicht, damit Mütter nicht in Randbereichen landen und ihr fachliches Potenzial langfristig nutzen können. Flexible Arbeitszeiten, Homeoffice und Teilzeitmodelle erleichtern die Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Ergänzend zu den Erfahrungen von Schülerinnen und Technikerinnen holte diese Recherche auch die Perspektive der Wirtschaft ein. Markus Söllinger, Geschäftsführer von System 7, betont die Wichtigkeit, Kinder und Jugendliche frühzeitig und unabhängig von Geschlechterrollen für Technik zu begeistern.

Erste positive Erfahrungen mit technischen Themen – etwa durch spielerisches Entdecken, technisches Werken oder den Kontakt mit Automatisierung/ Robotik und Digitalisierung – würden maßgeblich beeinflussen, ob Mädchen technische Berufe später überhaupt als realistische Option wahrnehmen.

Gleichzeitig unterstreicht er, technische Berufe müssten auch langfristig attraktiv bleiben: Chancengleichheit im Recruiting, flexible Arbeitszeitmodelle sowie familienfreundliche Rahmenbedingungen seien zentrale Voraussetzungen, um Frauen – insbesondere nach der Geburt eines Kindes – dauerhaft im technischen Beruf zu halten. Teilzeit und Karenz dürften dabei nicht nachteilig wirken, sondern könnten durch gute Organisation sogar zu höherer Effizienz führen.

Abschließend lässt sich sagen, Politik und Firmen erkennen inzwischen das Potenzial von Frauen in der Technik. Entscheidend ist es, Frauen wirksam zu fördern und sie im System nicht zu benachteiligen. In der noch immer männerdominierten technischen Berufswelt gilt es, die Rahmenbedingungen effizient zu gestalten und dabei ihre Bedürfnisse gezielt zu berücksichtigen.

Helena Söllinger ist 16 Jahre alt, kommt aus Schlößberg und besucht das Linzer Technikum mit dem Schwerpunkt Mechatronik. Technik hat sie schon früh fasziniert, weshalb sie sich trotz anfänglicher Skepsis bewusst für die HTL entschieden hat. In ihrer Freizeit sucht sie neue Herausforderungen beim Bergsteigen, Skifahren oder beim Lesen.



„Zukunft entsteht dort, wo

alle Perspektiven gehört werden.“

Leonie Blantz

Frauen in technischen Berufen: Die alten Klischees leben noch

VON LEONIE BLANTZ.

„Machst du das eh richtig? Kennst du dich eh aus? Weißt du, was du tust?“ Mit solchen und ähnlichen Fragen haben mich meine männlichen Kollegen während meines Ferialpraktikums permanent konfrontiert.

Frauen entscheiden sich zunehmend für technische Berufe. Trotzdem wirkt in den entsprechenden Betrieben vieles wie aus einem anderen Zeitalter. In Besprechungsräumen sitzen hoch qualifizierte Technikerinnen neben männlichen Kollegen, die hinter vorgehaltener Hand diskutieren, ob Frauen echte Fachkräfte oder nur Aushängeschilder für die Firmenhomepage sind. Die Zeiten ändern sich, aber das Misstrauen bleibt.

Unternehmen verkünden stolz ihren

Fortschritt in Sachen Diversität, während sich hinter den Kulissen die alten Frauenklischees kaum verschieben. Diese Haltung erzeugt ein Klima, das die Kompetenz von Technikerinnen infrage stellt. Frauen bleiben die Außenstehenden, in Diskussionen zählen ihre Stimmen weniger. Mit jedem Beitrag, mit jedem Projekt stoßen sie viel eher auf Skepsis als Männer. „Deshalb müssen sich Frauen zuerst einmal den Platz am Tisch erkämpfen, was ziemlich herausfordernd sein kann“, so Helene Landrigher, Absolventin der HTL Braunau.

Zwischen Kontrolle und Respektlosigkeit

In meinem Ferialpraktikum erlebte ich das regelmäßig. Rasch fielen Sätze, die

jede Motivation für die eigentlich interessante Arbeit dämpften. Zwei zusätzliche Personen kontrollierten plötzlich Arbeitsanweisungen, die für mich simple Aufgaben waren. Ein Kollege überprüfte ständig meine Arbeit, obwohl er dieses Fachgebiet gar nicht beherrschte. Sein Blick sagte mehr als tausend Worte. Er zeigte weniger Interesse an meiner Arbeit als Zweifel an meiner Fähigkeit. Hinzu kamen Kommentare, die zeigten, wie wenig Respekt im Arbeitsklima des betroffenen Unternehmens herrscht. Scheinbar humorvolle Bemerkungen über mein Können oder meine Ideen trafen mich oft persönlich. Respektlosigkeit versteckte sich hinter einem Witz, der gar nicht mal so lustig war. Mein Spaß und mein Interesse an meiner Arbeit schwanden.

Die Wirkung solcher Erfahrungen ist nicht zu unterschätzen. Junge Frauen, die mit Begeisterung in technische Berufe starten, müssen ihre Zugehörigkeit fortlaufend beweisen. Statt Interesse bildet sich ein beharrlicher Prüfungsmodus. Statt Begeisterung entsteht Anspannung. Einige hinterfragen ihre Berufsentscheidung und ihre Chancen für die Zukunft in dieser Branche. Trotzdem stellen genau diese zweifelnden Frauen Projekte vor, die mühelos mit denen vieler männlicher Kollegen mithalten können.

Ungleiche Maßstäbe im Berufsalltag

Die Technik lebt von Neugier, Präzision und Mut. Trotzdem wirken viele Firmen, als wäre Misstrauen gegenüber Frauen ein unverzichtbarer Bestandteil ihres Arbeitslebens. Weibliche Fachkräfte müssen ihre Entscheidungen ausführlich begründen und doppelt absichern, um sie durchzusetzen. Sie müssen sich ständig

beweisen, während männliche Kollegen mit deutlich weniger Rechtfertigungsaufwand durchkommen. „Wenn es zu Situationen kommt, die nicht in Ordnung sind, sollten Frauen keine Angst davor haben, mit dem Chef darüber zu sprechen“, sagt Helene Landrichinger.

Dabei könnten Unternehmen enorm profitieren, wenn sie dieses veraltete Verhaltensmuster vergessen und in das Hier und Jetzt blicken würden. „Es hat sich in Bezug auf Frauen in der Technik in den vergangenen Jahren viel geändert. Zudem bringen Generationenwechsel in den Firmen den Frauen dort mehr Wahrnehmung und Aufnahme“, sagt Helene Landrichinger optimistisch. Es braucht keine Förderprogramme, keine Hochglanzbroschüren und keine heroischen Reden über Gleichberechtigung. Es braucht den Willen, Kolleginnen wie gleichberechtigte Fachkräfte zu behandeln. Wer glaubt, technische Kompetenz liege in Chromosomen, sollte vielleicht weniger über Frauen urteilen und mehr über die eigene Haltung.

Technische Berufe können Orte voller Ideen und Zusammenhalt sein. Doch viele Firmen verschenken dieses Potenzial, weil sie an alten Mustern festhalten. Qualität entsteht durch Vielfalt, nicht durch Skepsis. Wer an alten Vorurteilen festhält, bremst nicht nur Frauen aus, sondern den gesamten technologischen Fortschritt.

Leonie Blantz ist 18 Jahre alt und besucht den Maturajahrgang der HTL Braunau im Zweig Bionik. In ihrer Freizeit voltigiert sie und fährt Ski. Sie setzt sich aktiv für Gleichberechtigung ein und ermutigt junge Menschen, unabhängig von Stereotypen ihren Bildungsweg zu wählen.



„Ich war jahrelang mit
geschlechtsspezifischer Diskriminierung
und verbaler Gewalt konfrontiert.
Diese systematische Ausgrenzung
von Frauen und Mädchen in der
Technik gehört endlich abgeschafft.“

Marie Eckl

Männliche Intelligenz negiert Toleranz Wie Männer Frauen aus MINT-Berufen vertreiben

VON MARIE ECKL.

„Für eine Frau machen Sie das gar nicht schlecht.“ Das ist eine Aussage, mit der ich und viele andere Mädchen und Frauen häufig konfrontiert sind. Die Frau in der Technik gilt als etwas Außergewöhnliches und Neues, obwohl wir schon jahrzehntelang für die Gleichstellung im Alltag und im Beruf kämpfen. Die Diskriminierung von Frauen in der Technik erschwert nicht nur die Arbeit, sondern behindert auch den Einstieg von jungen Frauen in technische Lehrberufe und Schulen und verhindert unzählige weibliche Ideen und Herangehensweisen, die für die Technik deshalb verloren gehen.

Meine Erfahrungen als Frau in der Technik sind leider nicht durchwegs positiv. Ich war und bin immer noch sowohl in der HTL als auch während meiner Berufspraktika mit Diskriminierung und geschlechtsspezifischer verbaler Gewalt konfrontiert. Männliche Kollegen machen nicht nur herabwürdigende Kommentare, die sich auf mein Aussehen oder meinen Körper beziehen, sie stellen auch mein Können immer wieder infrage.

Ich erinnere mich an viele Situationen, die ich während meiner Laufbahn in der HTL erleben musste und in denen Mitschüler mich verbal beleidigt und degradiert haben. Sie fingen oft Diskussionen an, in denen ich mich für mein

Dasein rechtfertigen muss. Dadurch begann ich an mir selbst zu zweifeln. Leider waren die Lehrkräfte keine große Hilfe, sie schauten und schauen oft weg.

Ähnlich erging es einer Schülerin, die Anfang ihres zweiten Schuljahres an der HTL aufgrund von Angriffen verschiedener Art – von persönlichen Beleidigungen über frei erfundene Gerüchte bis hin zur Verständnislosigkeit des Jahrgangsvorstandes – keinen Ausweg mehr sah. Mehrere Male meldete sie ihre Beschwerden bei Lehrkräften, aber erst als sie den Schulwechsel fixierte, zeigte die Direktion Aufmerksamkeit – leider zu spät.

Die Abwertung der Frau ist ein gesellschaftlich festgefahrenes Konstrukt, welches in den Köpfen der Männer tief verankert ist. Jede Generation gibt diese Einstellung an die nächste weiter. Gerade an Schulen, an denen der Mädchenanteil niedrig ist, sind Lehrkräfte bezüglich der Situation der Schülerinnen häufig nicht aufmerksam genug. Es kann allerdings keine strukturelle Veränderung stattfinden, solange die Verantwortlichen den Mädchen nicht zuhören. Der Slogan „Frauen in die Technik“ kann die herrschenden Verhältnisse nicht von heute auf morgen ausgleichen. Nur die Frauen selbst können jene Akteurinnen sein, die sich aus den patriarchalen Strukturen befreien.

Das (angeblich) schwächere Geschlecht

Die systematische Diskriminierung der Frau hat ihren Ursprung im Patriarchat. Verbale Gewalt geschieht häufig in männerdominierten Arbeitsumfeldern. Männer betrachten Frauen als ihnen untergeordnet. Kollegen sagen uns oft, wir seien zu emotional oder durch unseren

„biologischen Nachteil“ eingeschränkt, der weibliche Körper sei eine schlechtere Version des männlichen.

Ein wichtiger Punkt ist auch der Gender-Pay-Gap, der Unterschied der Bezahlung von Männern und Frauen. Es gibt den unbereinigten und den bereinigten Pay-Gap, wobei zweiterer Faktoren wie Berufswahl und Bildungsabschluss einbezieht.

Die subjektive Wahrnehmung des Mannes betrachtet die Lohnlücke als gerechtfertigt. Frauen würden zum Beispiel in Bereichen wie der Baubranche nicht dieselbe körperliche Arbeit leisten können wie Männer. Allein diese Argumentation zeigt, wie sehr wir für Gleichberechtigung kämpfen müssen. Das erfordert in Zukunft auch eine stärkere Präsenz von Gewerkschafterinnen und Betriebsrätinnen.

Gleiches Geld für gleiche Arbeit – ein Wunschtraum

Die Frau in Österreich verdient durchschnittlich 18,7 Prozent weniger als der Mann, vor allem in der von Männern dominierten, besser bezahlten Technikbranche. Die 18,7 Prozent beziehen sich auf den Bruttostundenverdienst, wobei der geschlechtsspezifische Lohnunterschied gemessen auf den Bruttojahresverdienst noch höher ist. Frauen sind hauptsächlich im Gesundheits- und Sozialbereich tätig, der wesentlich schlechter bezahlt ist.

Als Frau in der Wirtschaft

Laut der Lehrlingsstatistik der WKÖ 2023 ist der Anteil der weiblichen Lehrlinge in technischen Berufen im Laufe der vergangenen 20 Jahre um etwa

sechs Prozent gestiegen, allerdings sind nur knapp zehn Prozent der gerade Auszubildenden in den Bereichen Elektronik und Maschinenbau Mädchen. Die steigende Nachfrage in MINT-Berufen (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) angesichts der Digitalisierung und der Automatisierung ist der Hauptgrund für dieses Ergebnis.

Laut einem Artikel der Tageszeitung „Der Standard“ vom 27. September 2025 orientieren sich jedoch 70 Prozent der weiblichen Erwerbstätigen im MINT-Bereich wieder beruflich um. Als Grund nennen die befragten Aussteigerinnen häufig die fehlenden Weiterentwicklungsmöglichkeiten- und Karrieremöglichkeiten, wobei 35 Prozent die geschlechterspezifische Ungleichbehandlung nennen. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des Instituts für höhere Studien Wien und der L&R Sozialforschung, dem Institut für Sozialforschung Wien.

Vom mathematisch interessierten Mädchen zur Ingenieurin

Eine Frau, die sich aus Überzeugung dazu entschieden hat, im technischen Bereich zu arbeiten, ist die Diplomingenieurin Fatima Zahirovic, die nach langjähriger Erfahrung in der Wirtschaft als Professorin an der HTL Steyr Elektrotechnik, Mess-, Steuerungs- und Regelungstechnik sowie Hardwareentwicklung unterrichtet. Angesichts ihres Interesses für Mathematik beschloss sie als Jugendliche, eine technische Schule in ihrem Heimatland Bosnien zu absolvieren.

Aufgrund des Jugoslawienkriegs flüchtete sie mit ihrer Familie nach Österreich und studierte dort Elektrotechnik und Mechatronik, danach arbeitete sie für mehrere Jahre als Entwicklungsingenieurin. Trotz Diskriminierung überwiegen

ihre positiven Erfahrungen in der Industrie. Als Mutter von zwei kleinen Kindern hätte sie aber ohne die Hilfe ihrer Mutter nicht Vollzeit arbeiten und sich beruflich entwickeln können, betont die Diplomingenieurin.

Jungen Mädchen, die sich für einen technischen Beruf interessieren, sagt Frau Zahirovic: „Wir sind genauso gut, wenn nicht besser. Wir haben nur Angst.“

We can do it

Mein Appell an jede Frau und jedes Mädchen lautet, solidarisch mit allen Geschlechtsgenossinnen zu sein. Wir können das Patriarchat nicht überwinden, wenn wir nicht über unsere eigenen Schatten springen und unsere Mitstreiterinnen nicht als Feindinnen, sondern als Weggefährtinnen zu verstehen lernen.

Der Wettkampf zwischen Frauen ist nichts weiter als ein von Männern erschaffenes Konzept, um uns kleinzuhalten. Es liegt an uns, gegen Ungerechtigkeiten aufzustehen – egal ob sie uns selbst oder anderen widerfahren, nur so ist eine Befreiung aus diesem System möglich. Eine Frau zu sein, darf kein Makel sein und keine Scham erzeugen.

Zusammen können wir stärker sein als jedes System dieser Welt.

Marie Eckl ist 17 Jahre alt, kommt aus Losenstein im Ennstal und besucht die 4. Klasse der HTL Steyr mit dem Schwerpunkt Mechatronik. Neben ihrer schulischen Ausbildung ist sie politisch engagiert und war an der Gründung einer Jugendorganisation in Steyr beteiligt. In ihrer Freizeit ist sie gerne unterwegs und steht auch auf der Theaterbühne.

A portrait of a young woman with long, wavy brown hair and blue eyes, smiling slightly. She is wearing a black top. The background is a dark wooden wall with horizontal panels.

„Aus eigenen Erfahrungen weiß ich, dass Mädchen im Bereich Sport oft schon von klein auf Nachteile haben und ich bin gerne Teil einer Verbesserung.“

Juli Auer-Kronsteiner

Fairness geht anders: Die Benachteiligung von Frauen im Sport

VON JULI AUER-KRONSTEINER.

Das Jahr 2026 startete sportlich gesehen mit der Vierschanzentournee, einem der größten Highlights des Skisprungwinters. Die jährliche Vorfreude auf dieses Event gilt allerdings immer nur den männlichen Athleten, denn zum aktuellen Zeitpunkt gibt es dieses bedeutende Event ausschließlich für Männer. Seit 2021 bietet der weltweite Skiverband FIS den Frauen die „2 Nights Tour“ als Entschädigung an, doch kann ein neu und wohl auch lieblos erfundenes Event die Differenz zu einem derart historischen verkleinern?

Warum ist es für Frauen deutlich schwieriger als für Männer, im Sport erfolgreich zu sein? Geringere Bezahlung, weniger Medienpräsenz und vor allem

weniger Anerkennung, all das sind Faktoren, die es Frauen erschweren, gleiche Akzeptanz zu erlangen. Dazu kommen noch der weibliche Zyklus und die körperlichen Folgen von Schwangerschaft und Geburt. Ist gleiche Leistung also für Frauen viel weniger wert?

Der lange Weg zur Anerkennung

„Die Nachteile des Frauensports sind zum Großteil historisch bedingt“, sagt Nina Nesimovic, Kapitänin der österreichischen Frauen-Volleyballnationalmannschaft, in einem Gespräch mit der Redaktion.

Frauen waren nicht immer zu Sportbewerben zugelassen. Vor dem 20. Jahrhundert schien es, als gäbe es keinen Frauensport. Frauen durften

bei keinerlei Bewerben antreten, Das änderte sich erst in den 1920er-Jahren. Zu diesem Zeitpunkt gewann der Frauensport an Popularität und Frauen begannen sich für ihre Teilnahme an Wettkämpfen einzusetzen.

Einen weiteren Entwicklungsschub gab es dann in den 1960er-Jahren: Die ersten Sportverbände interessierten sich für Frauen und in den USA entstand die erste Frauen-Fußballnationalmannschaft. Doch gleichberechtigt war die Situation für Frauen auch da noch nicht. So meldete sich Kathrine Switzer für den Boston-Marathon 1967 – Frauen waren noch nicht zugelassen – unter dem Namen K. Switzer an, und vorerst schöpfte niemand Verdacht. Doch während des Rennens fiel dem Renndirektor Jock Semple auf, wie sie, eine Frau, mit offizieller Startnummer am Wettkampf teilnahm. Er versuchte ihr diese abzureißen, was ihm allerdings nicht gelang. Somit absolvierte Switzer als erste Frau einen Marathon mit einer Zeit von 4:20 Stunden.

Weniger gesehen, weniger gezahlt

„Wir leisten die gleiche Arbeit, investieren genauso viel Zeit und trainieren hart, dementsprechend möchte ich auch wertgeschätzt werden und das Gehalt bekommen, das ich verdiene, unabhängig von meinem Geschlecht“, sagt Nina Nesimovic weiter.

Der sogenannte Gender-Pay-Gap, der den Gehaltsunterschied zwischen Frauen und Männern darstellen soll, ist in annähernd allen Sportarten wiederzufinden. Ein durchschnittlich erfolgreicher männlicher Athlet verdient mindestens 15 Prozent mehr als die erfolgreichsten Athletinnen.

Mit ein Grund dafür ist die deutlich

geringere Medienpräsenz im Frauensport. Nesimovic ist sich dieses Problems bewusst: „Es ist schade, dass der Frauensport dermaßen untergeht. Wir haben so viele talentierte Mädchen, doch die Öffentlichkeit kennt kaum welche.“ Eine genauere Betrachtung verdeutlicht, für jeden männlichen „Young Star“, beispielsweise im Fußball, lässt sich in den Medien die Aussage finden, wie erfolgreich er für sein Alter sei. Doch wann gab es zuletzt ein weibliches Supertalent?

Es beginnt schon bei der Übertragung der Events. Der ORF, Österreichs bekanntester Sender, muss festlegen, was genau er in ORF 1 überträgt. Auf ein Event aus dem Frauensport fällt die Entscheidung selten. Wer beispielsweise den Frauenskisprungweltcup verfolgen möchte, muss dies meistens in der Mediathek tun. Die Fernsehzuschauer*innen finden die Übertragung also nur, wenn sie konkret danach suchen. Das verringert wiederum die Zuschaueranzahl deutlich. Die Übertragung des Männerbewerbs ist hingegen immer auf ORF 1 zu finden. Dies wirkt sich auf die Sponsoren und Werbepartnerfirmen, die eine der Haupteinnahmequellen für Sportler*innen und auch Veranstalter*innen darstellen, aus. Durch die geringere Zuschaueranzahl erwarten sich Sponsoren auch weniger Wirksamkeit, was sie davon abhält, in den Frauensport zu investieren.

Frauen bekommen weniger Preisgeld

Ein deutliches Beispiel ist der Vergleich zwischen Jacqueline Seifriedsberger und Michael Hayböck, zwei oberösterreichische Skisprungidole. Beide gleich alt, beide annähernd gleich erfolgreich,

eigentlich gleiche Voraussetzungen, oder etwa doch nicht? Die großen Unterschiede in Hinsicht auf Gehalt und öffentliche Wahrnehmung sind eindeutig. Durch die ähnlichen Erfolge sollte auch das Preisgeld vergleichbar sein, doch das ist nicht der Fall. Wie die offizielle FIS-Homepage verrät, bekommt ein Springer 13.962 Euro für einen Weltcup-sieg, wohingegen eine Springerin nur ein Drittel davon erhält. Der Veranstalter eines Männerbewerbs muss ein Preisgeld von 92.476 Euro stellen, das sich dann auf die besten 30 Springer aufteilt. Bei einem Frauenbewerb hingegen liegt es bei nur 32.467 Euro, was einem Drittel des Preisgeldes der Männer entspricht. Ein Vergleich der Fernsehzuschauerzahlen zeigt den nächsten großen Unterschied. Während ein Männerbewerb durch eine Übertragung des ORF Spitzenwerte von mehr als einer Million Zuschauer*innen erreicht, schafft ein Bewerb der Frauen statistisch nur 120.000 Zuschauer*innen.

All das zeigt den Aufholbedarf in vielen Bereichen der Gendergerechtigkeit im Sport. Doch einige Verbesserungen sind in Aussicht, so soll ab der Saison 2026/27 eine identische Vierschanzen-tournee für Frauen und Männer kommen. Ein nächster Schritt in Richtung Gleichberechtigung, viele weitere mögen folgen.

Juli Auer-Kronsteiner ist 15 Jahre alt und besucht das BG/BRG Werndlpark in Steyr. In ihrer Freizeit ist sie sportlich sehr aktiv: Sie spielt Volleyball in zwei Mannschaften und Tennis. Außerdem ist sie begeisterte Skisprung-Fan und verfolgt Wettkämpfe mit großer Leidenschaft.



„Auch wenn der Skisport auf den ersten Blick fair erscheint, haben Frauen weiterhin mit vielen Hürden zu kämpfen.“

Eva Dißbauer

Abfahrt für Gleichberechtigung

VON EVA DIBAUER.

Nur wenige Hundertstelsekunden sind Skisportler schneller als ihre Kolleginnen. Für Zuschauer wirkt es so, als hätten alle gleiche Chancen auf wirtschaftlichen Gewinn durch Preisgelder und Werbeeinnahmen, doch der Schein trügt. Jeden Winter verfolgen Tausende Menschen, wie Skisportler*innen die Pisten hinunterbrettern, ohne zu bemerken, wie groß die Ungleichheit in dieser Sportart immer noch ist.

Der lange Weg zur Anerkennung

Der Weg zum Erfolg in diesem Spitzensport ist hart und beginnt schon in frühen Jahren. Voraussetzung ist der Besuch von Skikursen im Kleinkindalter, worauf meist eine Skimittelschule

folgt. Die Ausbildung geht weiter über die Teilnahme an den Mini-Cups, darauffolgende Bezirkscups und in der Folge die Aufnahme an einem Skigymnasium oder Ski-Stützpunkt, wo Trainer*innen das Talent der Sportler*innen fördern und eine Einteilung in Kaderstufen erfolgt. Nach unzähligen Trainingsstunden, kleineren Rennen und konstanten Leistungen folgt im besten Fall eine Teilnahme an den FIS-Rennen. Sportler*innen stehen dabei unter großem Druck, besonders hinsichtlich der Wettkämpfe und Qualifizierungen, die sie erreichen müssen. Neben diesen Herausforderungen ist die Ausbildung äußerst kostspielig und bringt viele weitere Anforderungen mit. Internat, weite Strecken, die täglich zurückzulegen sind, um zum Training oder zu Wettkämpfen zu gelangen, und teure

Ausrüstung.

Trotz dieser zahlreichen Hürden gehen Menschen diesen Weg und obwohl beide Geschlechter die gleiche Ausbildung erfahren, bestehen weiterhin Unterschiede in ihrer Anerkennung. Besonders offensichtlich ist das im Preisgeld. Während in vielen Berufen ein Gender-Pay-Gap besteht, verdienen Frauen im Skisport nicht nur rund 67 Prozent weniger, sondern bekommen auch oft nur Sachpreise. Ebenfalls mangelhaft ist die mediale Präsenz der Sportlerinnen. Männer stehen hier im Vordergrund, sind die begehrteren Interviewpartner und haben deshalb auch bessere Chancen auf Sponsoring. Hinzu kommt die erhöhte Verletzungsgefahr für Frauen, da Ausrüstungsgegenstände immer noch oft an männlichen Körperdaten orientiert sind.

Der Kampf an die Spitze

Der Hintergrund liegt in der Vergangenheit. Der Skisport schloss Frauen in seiner Entstehungsphase fast gänzlich aus. Vorherrschende Rollenbilder sahen sie als körperlich schwach und ausschließlich auf Haushalt und Familie beschränkt. Als Maßstab galten jahrzehntelang die Leistungen der Männer und bei genauerem Hinschauen scheint es, als würden die Männer fürchten, die Frauen könnten sie überholen. Von bestimmten Wettkampfformaten, wie der nordischen Kombination bei den Olympischen Winterspielen, sind Frauen nach wie vor ganz ausgeschlossen. Das Niveau in der Breite sei noch nicht hoch genug, sagte gerade erst dieses Jahr das olympische Komitee. Auch das Machtgefälle zwischen Sportlerinnen und Trainern, die größtenteils männlich sind, stellt ein Prob-

lem dar. Sexuelle Belästigung und Diskriminierungen sind die Folgen.

Dennoch kämpfen sich Frauen unter die Besten und zeigen ihre Fähigkeiten, wie Sandra Lahnsteiner. Geboren im Salzkammergut, stand sie bereits mit zwei Jahren auf Ski. Mittlerweile reist sie als erfolgreiche Filmproduzentin und Freeriderin um die Welt. Auch für Sandra war der Weg nicht leicht. Früh musste sie sich den harten Strukturen des Sports anpassen. Um das Jahr 2000 entschied sie sich schließlich gegen die Profi-Rennkarriere. Nach Abschluss der Skitrainer-Ausbildung und ihres Sportwissenschaftsstudiums setzte sie ihr Können in der Ausbildung junger Talente in Gastein ein. Die Entdeckung des Freeridens war ein weiterer Wendepunkt ihrer Karriere. Sandra war von nun an nicht mehr auf den durch Tore abgegrenzten Pisten zu finden, sondern wagte sich die steilen, mit Tiefschnee bedeckten Hänge des Gebirges hinunter.

Frustriert von der männlichen Dominanz im Freeriden, begann Sandra Filme zu produzieren. 2010 entstand ihre erste Filmproduktion „As we are“, die zum ersten Mal Frauen in den Mittelpunkt des Skisports rückte und international für Aufsehen sorgte. Es blieb aber nicht nur bei einem Film. In ihren Filmen liegt der Fokus konsequent auf Frauen, doch „Shades of Winter: Between“ und „Pure: A Shades of Winter Movie“ rücken die Sportlerinnen besonders in den Vordergrund, während „Lucid“ den psychologischen Aspekt des Sports thematisiert.

Frauen sind im Spitzensport immer noch unterschätzt, doch sie haben die Wahl. Entweder lassen sie sich von der Gesellschaft und den Skimächten kleinhalten oder sie kämpfen mutig da-

gegen an und zeigen der Welt, was in ihnen steckt, wie Sandra. Wie sie zeigt, sind Mut, Durchhaltevermögen und Stärke keine Frage des Geschlechts!

Eva Dißbauer ist 17 Jahre alt und kommt aus Gschwandt im Bezirk Gmunden. Sie besucht die BAFEP und absolviert eine Ausbildung zur Elementarpädagogin. In ihrer Freizeit ist sie kreativ tätig und musiziert mit Begeisterung im Musikverein. Im Projekt setzt sie sich mit Gleichberechtigung im Sport auseinander, inspiriert durch ihr Interesse an Frauen im Leistungssport und ihre eigene Begeisterung fürs Skifahren.



„Dein Tun ist leise, doch von Gewicht –

du schenkst der Zukunft ihr Gesicht.“

Hannah Buchholz

Mehr als nur Basteltanten: Frauen in Kindergärten prägen die Zukunft unserer Kinder, bekommen aber zu wenig Wertschätzung

VON HANNAH BUCHHOLZ.

Zwei Kinder spielen mit Bausteinen, ein drittes möchte mitspielen, einem vierten, kleineren, fällt ein Puzzleteil aus der Hand. Gleichzeitig kommt ein Elternpaar mit seiner Tochter herein und braucht Unterstützung bei ihrer Eingewöhnung in den Kindergarten. All das erzeugt einen Lärm von bis zu hundert Dezibel, in etwa so laut wie ein Presslufthammer auf einer Baustelle.

Hört sich anstrengend an, ist aber der Alltag von 27.418 Elementarpädagog*innen und, Stand 2023, sowie von Tausenden Assistenzkräften.

Unumstritten ist der Beruf der Elementarpädagog*innen, oder umgangssprachlich der Kindergärtner*innen, notwendig für berufstätige Eltern. Sie selbst und ihre Kinder profitieren davon. Denn hinter der Kinderbetreuung steckt viel mehr als reine Aufsicht. Die Pädagog*innen bereiten Bildungsangebote wie Werkarbeiten, Klanggeschichten, Sachgespräche und vieles mehr vor. Mit solchen Angeboten gehen sie individuell auf die Kinder und deren Schwächen und Stärken ein.

Dazu kommt Beobachtungsarbeit, deren Auswertung samt den folgenden Elterngesprächen, Vorbereitung

von Festen und so weiter. Dennoch erfahren viele Elementarpädagog*innen immer noch Abwertung von außerhalb.

Fachkräftemangel und fehlender Respekt

Wenn die Wertschätzung schwindet, schwindet auch die Anzahl der Fachkräfte in den Betreuungseinrichtungen, wie auch der Artikel „Kindergärten gehen die Fachkräfte aus“ des Österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB) betont. Eine Studie des öibf und der Universität Klagenfurt, erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF), macht die bundesweiten Rahmenbedingungen und den Personalbedarf im Bereich der Elementarpädagogik deutlich. Demnach fehlen auch mit verbesserter Strukturqualität bis zum Jahr 2030 voraussichtlich rund 20.200 qualifizierte Fachkräfte. Was machen wir, wenn der Fachkräftemangel weiterwächst?

Um das zu verhindern, versuchen Alexandra, langjährige Pädagogin in einem Kindergarten in Wels, und Konstanze, seit September als Elementarpädagogin in einem Linzer Kindergarten tätig, Außenstehenden den Job näherzubringen. „Abwertung meines Berufs habe ich sogar schon im Bekanntenkreis erfahren, weil viele nicht wissen, dass wir nicht nur dasitzen und den Kindern beim Spielen zuschauen“, erzählte mir Alexandra bei einem Gespräch während meines Praktikums bei ihr. Ähnlich Konstanze: „Oft fehlt die Transparenz in unserem Beruf. Wie sollen andere wissen, was wir machen, wenn die Medien immer nur das Bild der Kaffee trinkenden Basteltante zeigen?“

Gegen Ende unseres Gesprächs ergänzte Konstanze: „Der Beruf ist zwar

psychisch und physisch anstrengend, kräftezehrend und ohne genügend Wertschätzung unmöglich ein Leben lang durchzuhalten, dennoch arbeiten wir mit den wertvollsten Geschöpfen unserer Erde: den Kindern. Allein ihretwegen wäre es unfair, nicht weiter für bessere Bezahlung und für kleinere Gruppen zu kämpfen.“

Ich habe einmal ein Gedicht zum Thema geschrieben, das ich an dieser Stelle mehr Leser*innen zugänglich machen möchte. Vielleicht kann es unsere Situation besser verdeutlichen als manche wissenschaftliche Analyse.

Denn in Geduld, Verständnis, Spiel und Sinn, steckt so viel Bedeutung drin.

*Vom ersten Mal bis zum „Ich kann's!“
begleitest du den Lebenstanz.*

*Jeden Tag 25 Kindern Sicherheit geben,
sie hegen und sie pflegen.*

*Ein Pflaster, ein Trost, ein offenes Ohr,
und hundert Mal „Warum?“ davor.*

*Du gibst Struktur, wo Chaos wohnt,
hältst fest, wo's wackelt, trägst, wo's lohnt.*

*Mit ihnen falten Kante auf Kante und
dann nennen dich die anderen wieder nur
eine Basteltante.*

*Doch oft sieht keiner, was du trägst, wie
viel Geduld in dir du hegst.*

*Elementarpädagogik – kein leichtes
Stück, doch voller Wärme und voller
Glück.*

*Dein Tun ist leise, doch von Gewicht –
du schenkst der Zukunft ihr Gesicht.*

Hannah Buchholz ist 17 Jahre alt und besucht eine BAFEP. Als angehende Elementarpädagogin arbeitet sie gerne mit Kindern und Menschen. Sie zeichnet und schreibt leidenschaftlich, von Geschichten bis zu Gedichten. In ihrer Freizeit schwimmt sie gerne oder entspannt auf dem Sofa mit ihrem Hund.



„Die kindliche Entwicklung wird in

den ersten Lebensjahren entscheidend

geprägt und vielfältige

Bezugspersonen unterstützen

diese Entwicklung nachhaltig.“

Sophia Weidinger

Jungs ohne Vorbilder

VON SOPHIA WEIDINGER.

Der akute Fachkräftemangel im pädagogischen Bereich stellt Österreich seit Jahren vor große Herausforderungen. Vor allem in Kindergärten und Horten fehlen qualifizierte Fachkräfte. Infolgedessen kommt es zu zusammengelegten Gruppen, eingeschränkten Öffnungszeiten oder verlängerten Wartelisten.

Laut zahlreichen Studien und Berichten gehört die Elementarpädagogik zu den am stärksten unterbesetzten Berufsfeldern. Nach Aussagen der Bildungsdirektion des Landes Oberösterreich sind ca. 13.000 Personen zurzeit in der Elementarpädagogik in Oberösterreich tätig, davon sind 95 Prozent weiblich. Während die Politik über bessere Bezahlung und strukturelle Reformen

diskutiert, bleibt eine Frage oft im Hintergrund: Warum sind in diesem Berufsfeld eigentlich so wenige Männer tätig und wäre es sinnvoll, diese Zielgruppe verstärkt anzusprechen?

Warum Männer selten im Beruf sind

Ein Blick auf die aktuelle Situation zeigt eine traditionelle weibliche Dominanz in pädagogischen Berufen, insbesondere in der frühen Kindheit. Diese ungleiche Verteilung geht auf tief verankerte gesellschaftliche Rollenbilder zurück. Frauen gelten historisch als fürsorglich, emotional und sozial kompetent. Männern hingegen bekommen Rationalität und Erwerbsorientierung zugeschrieben. Diese Zuschreibungen prägen bis heute unser berufliches Selbstverständnis. Doch sie sind nicht

mehr zeitgemäß und spiegeln die Vielfalt menschlicher Fähigkeiten und Interessen längst nicht wider.

Kinder profitieren nachweislich von Teams, die unterschiedliche Erfahrungen, Perspektiven und Arbeitsweisen vereinen. Gerade im Kindergarten, wo Persönlichkeitsentwicklung, emotionale Bildung und soziale Kompetenz im Mittelpunkt stehen, ist Vielfalt besonders wertvoll. Männliche Pädagogen können neue Impulse geben, alternative Rollenmodelle aufzeigen. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Gleichberechtigung. Sie helfen, Empathie, Geduld und Fürsorge als universelle menschliche Qualitäten zu verstehen und nicht als „weibliche“ Eigenschaften. Diese Sichtbarkeit wirkt sich nicht nur auf Mädchen aus. Besonders Jungen profitieren davon, da sie oft nach männlichen Vorbildern suchen, die traditionelle Erwartungen hinterfragen oder erweitern.

Ein Pädagoge erzählt aus seinem Alltag

Um die Theorie mit praktischen Erfahrungen zu ergänzen, fragte ich Andreas Hager. Er ist Leiter des Kindergartens und der Krabbelstube in Ungenach sowie Zell am Pettenfirst in Oberösterreich. Seine Motivation für den Beruf entwickelte sich früh. Erste pädagogische Erfahrungen als Jungscharleiter sowie sein Zivildienst im Kindergarten bestärkten ihn darin, die Ausbildung an der Bildungsanstalt für Elementarpädagogik Linz zu absolvieren. Die tägliche Arbeit mit Kindern erlebt er bis heute als erfüllend.

Den Arbeitsalltag in einem überwiegend weiblichen Team beschreibt Hager als bereichernd. Unterschiede in

Kommunikations- und Herangehensweisen sieht er weniger als Problem, vielmehr versteht er sie als Chance, neue Perspektiven einzubringen. Im Umgang mit den Kindern selbst nimmt er keine geschlechtsspezifischen Unterschiede wahr. Sie begegnen ihm offen und unvoreingenommen. Vereinzelt beobachtet er jedoch eine besonders positive Reaktion von Kindern, wenn im familiären Umfeld eine männliche Bezugsperson fehlt.

Mit Stereotypen sah sich Hager bislang nur selten konfrontiert. Aussagen wie „Das tut dem Team gut, wenn ein Mann das Sagen hat“ zeigen jedoch, wie präsent traditionelle Rollenbilder noch sind. Auch wenn diese meist positiv gemeint ist, verdeutlichen sie bestehende Zuschreibungen. Männliche Pädagogen seien daher eine wichtige, wenn auch nicht allein entscheidende Ergänzung. Ausschlaggebend sei stets die Qualität der Beziehung zum Kind. Unterschiedliche Rollenbilder könnten helfen, stereotype Vorstellungen frühzeitig aufzubrechen.

Traditionelle Vorstellungen aufbrechen

Für die Zukunft der Elementarpädagogik wünscht sich Hager mehr gesellschaftliche Anerkennung und eine stärkere Fokussierung auf pädagogische Qualität. Frühkindliche Bildung müsse sich nicht nur strukturell verbessern. Ihre fachliche und soziale Bedeutung verdiene ebenfalls größere Beachtung.

Die Diskussion um den Fachkräftemangel im pädagogischen Bereich ist eng mit der Frage der Geschlechterverteilung verbunden. Die Integration von mehr Männern in die frühkindliche Erziehung könnte dazu beitragen,

den Fachkräftemangel zu bekämpfen. Gleichzeitig könnte sie gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlechterrollen aufbrechen.

Wie Andreas Hager treffend festhält, ist der pädagogische Beruf nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebunden. Entscheidend ist ein respektvolles und fürsorgliches Arbeitsumfeld. In einem solchen Umfeld profitieren Mädchen und Jungen gleichermaßen von einer Vielfalt an Vorbildern. Es ist an der Zeit, mehr Männer für diesen Beruf zu gewinnen und die Elementarpädagogik als wertvollen und notwendigen Bereich für alle Menschen zu fördern, unabhängig von Geschlecht und Herkunft.

Sophia Weidinger ist 17 Jahre alt, lebt in Oberndorf bei Schwanenstadt und besucht die BAfEP der Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck. In ihrer Freizeit engagiert sie sich beim Roten Kreuz in Redlham, wo sie eine Jugendgruppe leitet. Sie möchte sich für mehr Bewusstsein und Verantwortung in gesellschaftlichen Fragen einsetzen.



„Wenn Frauenthemen hervorgehoben werden, verändert sich nicht nur das Leben von Frauen, sondern auch die Möglichkeit, Gleichberechtigung zu erhalten.“

Ghazal Diana Ibrahimkhel

Sie backen Brot, nähen Kleidung und unterrichten Kinder: Frauen in Afghanistan arbeiten heimlich, um zu überleben

VON GHAZAL DIANA IBRAHIMKHEL.

In einer Wohnung in Kabul räumt Maryam Hefte vom Teppich auf. Die Zwanzigjährige unterrichtet Mathematik und Englisch für Mädchen, deren schulische Laufbahn abrupt endete. Das Klassenzimmer ist kaum größer als eine Abstellkammer, dennoch unterrichtet sie dort weiter. Leise Stimmen, zugezogene Vorhänge, Unterricht in kleinen Gruppen. Eine Entdeckung ihrer Arbeit ist jederzeit möglich, doch sie hat keine Wahl. Den kleinen Mädchen ist Bildung wichtig und für Maryam ist das die einzige Möglichkeit, um zu überleben. Sie erhält kleine Beiträge der Familien, manchmal nur Lebens-

mittel. Ihre Geschichte erschien 2023 in einem Bericht eines US-Magazins über geheime Lernräume in Kabul.

Heimliche Arbeit in der Schneiderei

In einem anderen Stadtteil sitzt eine 47-jährige Frau im Halbdunkel an einer Nähmaschine. Sie fertigt Kleider und bestickt Stoffe für Händler, die ihre Ware heimlich abholen. Öffentlichkeit vermeidet sie. Einkommen entsteht trotzdem. „Im Geheimen zu arbeiten ist gefährlich, aber nichts zu tun ist schlimmer“, sagt die 47-Jährige. So sind Frauen in Afghanistan gezwungen, im Verborgenen zu arbeiten, um ihre Familien zu versorgen.

Diese Frauen sind jedoch keine Einzelfälle. Frauen machen 49 % der afghanischen Bevölkerung aus, doch ihre Lebensrealität ist von Unterdrückung geprägt. Tausende von Frauen kämpfen täglich, um wirtschaftlich zu überleben. Vier Jahre nach der Rückeroberung der afghanischen Hauptstadt Kabul durch die Taliban am 15. August 2021 warnen internationale Menschenrechtsorganisationen vor den sich zunehmend verschlechternden Lebensbedingungen für Frauen und Mädchen in Afghanistan. Die Taliban verbieten Frauen, das Haus ohne männliche Begleitung zu verlassen. Sie untersagen ihnen, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Außerdem zwingen sie Frauen, sich außerhalb des Hauses vollständig zu bedecken. Darüber hinaus verweigern die Taliban Frauen jedes Recht auf Bildung und Arbeit. Der Bildungs- und Arbeitssektor in Afghanistan schließt mehr als 80 % der Frauen und Mädchen aus. Menschenrechtsorganisationen berichten zudem von zunehmender Gewalt gegen Frauen und extremer Armut, die besonders Frauen und Kinder betrifft. Rund 90 % der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze, wobei Frauen besonders betroffen sind. Es drohen schwerste Strafen bei der Entdeckung heimlicher Arbeit. Berichte sprechen dabei von Misshandlungen, Vergewaltigungen und sogar Todesstrafen.

Überleben trotz Verbot

Durch das offizielle Arbeitsverbot für Frauen verlieren viele Familien ihr Einkommen. Somit stellt sich die Frage, wie die Frauen ihre finanziellen Verpflichtungen erfüllen sollen. Trotz des bestehenden Arbeitsverbots finden

Frauen und Mädchen Wege, um ein Einkommen für die Familie zu erzielen. Sie stellen Brot für ihre Nachbarn her, fertigen Kleidung an und unterrichten Kinder privat. Auch kreative Arbeiten führen sie aus, und zwar das Bemalen von Händen mit Henna für Hochzeiten. Dabei müssen sie stets Entdeckung fürchten, was schwere Konsequenzen hätte. Sie müssten mit harten Strafen rechnen und ihr gesamtes familiäres Umfeld wäre gefährdet.

Dennoch setzen Frauen ihre Arbeit fort, da es keine Alternativen gibt. Ebenfalls problematisch ist der psychische Druck, der auf den Frauen lastet. Sie tragen die Verantwortung für den Haushalt, die Kinder und das Einkommen, und das alles ohne soziale Absicherung oder rechtlichen Schutz.

Unsichtbare Arbeit, sichtbare Bedeutung

Studien der 2010 gegründeten Organisation der Vereinten Nationen für die Gleichstellung der Geschlechter und die Stärkung von Frauen und Mädchen weltweit, UN Women, zufolge hängen viele afghanische Haushalte vom Einkommen der Frauen ab. Die Mehrheit der Frauen arbeitet von zu Hause aus und verdient ihr Geld somit auf illegale Weise. Diese Form der Arbeit bietet jedoch keine Sicherheit. Für alleinerziehende Mütter bedeutet diese Situation dauerhafte finanzielle Instabilität. Laut dem Bericht erzielen Frauen kein stabiles monatliches Einkommen, das für das Überleben ihrer Familien ausreichen könnte.

Obwohl ihre Tätigkeiten unsichtbar sind, nimmt ihre wirtschaftliche Bedeutung mit jeder neuen Einschränkung zu. Auch ihre Familien, für die

sie arbeiten, spielen eine Rolle. In den meisten Fällen bereiten die Frauen zu Hause die Speisen zu oder nähen Kleidung, die ihre Männer auf den Märkten verkaufen.

Netzwerkfall und fehlende Perspektiven

Sediqa Mushtaq, eine erfolgreiche Geschäftsfrau in Afghanistan, sagte, sie und andere Geschäftsfrauen waren nach der Machtübernahme der Taliban zunächst gezwungen, zu Hause zu bleiben. Zu diesem Zeitpunkt war noch unklar, wie sich die neuen Taliban-Vorschriften auf Frauen im Privatsektor auswirken würden. Die bereits bestehenden Netzwerke zerfielen innerhalb kürzester Zeit und berufliche Perspektiven kamen abhanden.

Hilfsorganisationen wie Amnesty International sind bemüht, auf die Realität afghanischer Frauen aufmerksam zu machen. „Das Arbeitsverbot raubt den afghanischen Frauen ihre Rechte, aber nicht ihren Willen“, sagt eine Sprecherin der Organisation. Amnesty International setzt sich für den Schutz informeller Arbeit ein und fordert mehr Aufmerksamkeit in den internationalen Medien.

Existenzielle Not trotz harter Arbeit

Die Risiken sind hoch. Nach wie vor sind die Familien zunehmend von der unsichtbaren Arbeit abhängig. Ohne diese verbotene Arbeit geraten zahlreiche Haushalte in existenzielle Not. Vor allem Kinder sind davon betroffen, denn das fehlende Einkommen führt zu mangelhafter Ernährung und eingeschränkten Bildungschancen.

In der afghanischen Hauptstadt Ka-

bul verkünden die Taliban weiterhin neue Verbote für Frauen und Mädchen. Ihre Arbeit bleibt verborgen, ist jedoch für zahlreiche Haushalte lebensnotwendig. Daher darf die internationale Gemeinschaft nicht wegsehen, sondern muss den Stimmen afghanischer Frauen zuhören.

Ghazal Diana Ibrahimkhel ist 16 Jahre alt, stammt aus Afghanistan und besucht die Business Academy Linz Auhof (HAK). In ihrer Freizeit betreibt sie Kickboxen, liest gerne und trifft sich mit Freunden. Wichtig sind ihr Glück, Gesundheit und Menschen, denen sie vertrauen kann. Sie engagiert sich mit Frauenthemen, weil deren Sichtbarkeit ein wichtiger Schritt zu mehr Gleichberechtigung ist.

FAMILIE,
KINDERBETREUUNG
UND PFLEGE VON
ANGEHÖRIGEN



„Meine Mutter hat mir gezeigt, wie stark

Frauen sein können – und dass Stärke

nicht nur bedeutet, für unsere eigene

Zukunft einzustehen, sondern auch

anderen Frauen zu helfen,

ihre Rechte einzufordern.“

Lilly Sophie Schwandtner-Wimmer

Wenn Emanzipation plötzlich Schürze trägt: Wie unsere Generation zerstört, wofür unsere Großmütter gekämpft haben

VON LILLY SOPHIE SCHWANDTNER-
WIMMER.

Hannah Neeleman war Juilliard-Ballerina, Stipendiatin der Brigham Young University und Schönheitskönigin. Und jetzt? Tradwife.

Auf ihrem Social-Media-Account „Ballerina Farm“ mit rund 10,6 Millionen Follower*innen postet sie nun den Alltag einer traditionellen Hausfrau, auch „Tradwife“ genannt. Sie kocht, putzt, kümmert sich um ihre acht Kinder und die Tiere. Das alles nur, weil ihr Ehemann es so will. Doch nicht nur sie lebt den makellosen Tradwife-Lifestyle auf Social Media vor. Bekannt sind damit etwa auch Nara Smith oder Millane Masoud, deren Aus-

sagen wie „Um eine Frau Gottes zu sein, hast du dich eben deinem Mann unterzuordnen“ viral gehen.

Vor allem junge Frauen auf Social Media finden Gefallen an dem Trend. Kein Wunder, wirkt doch der Gedanke, „nur“ zu Hause zu bleiben, zunächst attraktiv und reizvoll. Wer würde nicht gerne einfach einen Tag ganz ohne äußeren Druck beginnen? Unsere Gesellschaft bietet dafür jedoch keinen Raum. Frauen stoßen an Grenzen, wenn sie Mutterschaft und berufliche Erfolge gleichzeitig leben wollen. Wie Michelle Obama betonte: „You can have it all, but not at the same time. You really can't.“

Das deutsche Statistikportal Statista.de hat dazu 2023 eine Umfrage durch-

geführt. Von den fast 3.000 befragten zwanzig- bis dreißigjährigen Frauen war rund jede fünfte Tradwife-orientiert, nach dem Motto: Warum arbeiten gehen, wenn ich doch auch reich heiraten kann? Aufgrund digitaler Vorbilder träumen viele Mädchen davon, mit dem Geld ihres zukünftigen Mannes happily ever after zu leben. Oftmals übersehen bleibt dabei die Manipulation der Realität des perfekt wirkenden Lifestyles.

Zwischen Wunsch und Realität

„Der Tradwife-Trend ist zugleich befreiend und gefährlich. Er beruht auf dem gemeinsamen Wunsch nach Einfachheit. Entscheidend ist jedoch, beide Seiten zu erkennen“, sagt dazu Jana Stäbener, Redakteurin des auf gesellschaftlich und sozial relevante Themen spezialisierten Medienportals BuzzFeed Deutschland. Bei einem Gespräch für diesen Beitrag betont sie den feministischen Aspekt, die eigene Wahlfreiheit zu nutzen, und kritisiert die fehlende Transparenz wohlhabender Influencer*innen.

Auch Verena Carl, die als freie Autorin die Thematik in den Magazinen Stern und Brigitte bearbeitet, will das Phänomen nicht als harmlos abtun. Es gehe letztlich darum, eine Geschlechterrolle als Frau zu zelebrieren, in der sie Liebe, Hausarbeit und Sexualität gegen Geld tausche. Dieses Arrangement könne rasch zulasten der Frau kippen, da der männliche Partner eine Machtposition innerhalb der Beziehung erlange. Dieses Rollenbild lasse sich zudem ausnutzen, um „klassische“ Mann-Frau-Beziehungen von allen anderen abzugrenzen.

Politische Instrumentalisierung

Auch politisch sorgt der Trend für Auf-

regung. Vor allem die amerikanische Republikanische Partei sowie die AfD und die FPÖ im deutschsprachigen Raum werben mit den traditionellen Aufgaben einer Frau. Der „neue amerikanische Traum“ kontrastiert mit dem liberalen Feminismus. Rechte Parteien nutzen konservative Familienbilder gezielt und betonen ihre „klassischen Werte“.

Gefährlich ist dabei die Schwarz-weiß-Darstellung des Tradwife-Trends. Die Bedeutung des Feminismus gerät in Vergessenheit. Nur durch ihn sind wir Frauen überhaupt erst an unsere Rechte gelangt. Hier redet niemand mehr darüber, den Männern etwas wegnehmen zu wollen, vielmehr geht es um eine selbst gewählte Lebensform, die Frauen nicht annähernd Gleichberechtigung bringt. Durch das dazugehörige Social-Media-Washing übersehen viele Frauen so, wie ihnen die genannten Parteien zum Beispiel auch die Entscheidungsfreiheit über ihren eigenen Körper zu nehmen versuchen. Einige US-Bundesstaaten leben das mit dem Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen bereits vor.

Influencer*innen in perfekt inszenierten Küchen raten Frauen, in die Rolle ihrer Großmütter zurückzukehren. Sie attackieren damit, wofür deren Generation hart gekämpft hat. Warum? Weil viele Frauen heute am Druck der Erwartungen an sie zu zerbrechen scheinen. Sie flüchten lieber in ein objektiv einfacheres Lebensmodell, ohne zu verstehen, wie abhängig sie sich dadurch machen.

Lilly Sophie Schwandtner-Wimmer ist 16 Jahre alt, kommt aus Burgkirchen und besucht die 2. Klasse der HTL Braunau im Zweig Elektronik und Technische Information. Neben ihrem Interesse an Technik begeistern sie auch Reisen, Kunst und Musik.



„Du weißt erst, wie stark du bist, wenn

Starksein deine einzige Wahl ist.“

Jasmine Hopfgartner

Wenn Mütter alles allein stemmen und Väter einfach aussteigen

VON JASMINE HOPFGARTNER.

Wenn sich Eltern trennen, bleibt oft eines gleich. Die Mutter trägt weiter die Verantwortung, nur ohne Partner und ohne Pause.

Während manche Väter nach einer Trennung neu anfangen, bleibt für viele Frauen der Alltag derselbe, nur mit doppelter Last. Sie kümmern sich um Kinder, Haushalt, Arbeit und emotionale Bedürfnisse, oft ohne Unterstützung. Selbst im Jahr 2026 gilt es für Frauen weiterhin als selbstverständlich, diese Aufgaben zu übernehmen.

Ungleich verteilte Verantwortung

Warum dürfen Väter Verantwortung ablegen, während Mütter weiterhin

funktionieren und sich dabei selbst zurückstellen müssen?

Obwohl Gleichberechtigung ein breit diskutiertes Thema ist, zeigt sich im Alltag oft ein anderes Bild. Nach einer Trennung übernehmen viele Mütter den Großteil der Betreuung, während Väter deutlich weniger Alltagsverantwortung tragen. Einige bleiben engagiert und präsent. Doch manche Väter lösen sich nicht nur aus der Partnerschaft, sondern auch aus der Beziehung zu ihren Kindern. Für die Kinder ist das oft besonders schmerzhaft. Der Papa, der sich jahrelang gekümmert, gesorgt und gespielt hat, scheint sich plötzlich nicht mehr dafür zu interessieren. Dieses Erlebnis hinterlässt Spuren, und viele Kinder verstehen nicht, warum jemand, der sie doch liebt

hat, sie einfach verlässt.

Zurück bleiben Frauen, die funktionieren müssen. Am Ende des Tages fehlen oft Kraft und Zeit für sich selbst.

Die Mütter tragen täglich die Emotionen ihrer Kinder mit. Sie spüren jede Veränderung, jede Enttäuschung, jede Unsicherheit. Sie durchleben jede Phase der Gefühle ihrer Kinder, vom Kummer bis zur Hoffnung, und versuchen, stark zu bleiben, auch wenn sie selbst müde sind.

Strukturelle Überlastung von Müttern

Die Aussagen von Hakima Hopfgartner, Expertin für psychosoziale und Elternberatung, verdeutlichen eine strukturelle Überlastung von Müttern. „Während Work-Life-Balance meist im beruflichen Kontext diskutiert wird, bleibt die Realität vieler Mütter unsichtbar“, sagt sie. Mütter übernehmen parallel Betreuung, Organisation des Familienalltags, emotionale Begleitung und Krisenbewältigung, oft ohne geregelte Pausen oder ausreichende gesellschaftliche Anerkennung. Von Frauen erwartet das Umfeld Stärke, unabhängig vom eigenen Zustand. Klagen gilt schnell als Schwäche. Dabei zeigt gerade diese Überforderung, wie groß die tägliche Verantwortung ist.

Hinzu kommt die finanzielle Belastung. Viele geschiedene Frauen arbeiteten jahrelang Teilzeit oder pausierten zugunsten der Familie. Nach einer Trennung fehlt wirtschaftliche Sicherheit. Das Einkommen reicht häufig kaum für den Alltag.

Juristisch scheint vieles geregelt, im Alltag zeigt sich jedoch ein anderes Bild. Juristin Petra Baischer, Familienberaterin beim Bezirksgericht Braunau, erklärt: „Rechtliche Vereinbarun-

gen existieren zwar, ihre Umsetzung scheitert jedoch häufig an fehlender Verlässlichkeit sowie an der mangelnden Trennung zwischen Paarebene und Elternebene.“ Erschwerend komme oft eine finanziell belastende Situation hinzu. Auf dem Papier wirke vieles fair, im täglichen Leben bleibe die Hauptverantwortung für die Kindererziehung jedoch häufig bei einer Person.

Was Kinder wirklich brauchen

Verantwortung darf keine Option sein. Kinder brauchen beide Eltern. Präsenz im Leben eines Kindes endet nicht mit einer Trennung. Frauen sollten nicht länger die stillen Trägerinnen eines Systems bleiben, das ihre Belastung als Normalität behandelt.

Für Kinder zählt weniger, was Erwachsene vereinbaren, sondern wer für sie da ist. Sie erleben den Alltag in Wiederholungen, wer morgens mit ihnen aufsteht, wer sie abholt, wer zuhört. Bleibt diese Präsenz aus, suchen Kinder nach Erklärungen, oft bei sich selbst. Präsenz gibt Sicherheit, ihr Fehlen hinterlässt Fragen, die lange bleiben und prägen.

Jasmine Hopfgartner ist 18 Jahre alt und besucht die HTL Braunau. Mit ihrem Artikel möchte sie Menschen für die oft verborgenen Herausforderungen hinter einer Trennung sensibilisieren. Dabei legt sie den Fokus auf Stärke, Verantwortung und die Lebensrealitäten von Frauen und Familien.



„Frauen, die schreiben,

leisten die stillste Form

von Widerstand.“

Mara Sophie Gutmann

Jahrelang unbezahlt: Wie Kochen und Putzen Frauen um Einkommen und Pension bringen

VON MARA SOPHIE GUTMANN.

Sigrid Gutmann, 84, beschreibt ihre Situation als belastend. Sie hat nach der Geburt ihrer zwei Kinder nicht mehr gearbeitet, zumindest nicht gegen Entgelt. Ihre Aufgaben lagen in der Care-Arbeit, also darin, sich um Familie und Haushalt zu kümmern. Das Geld zum Leben brachte ihr Mann nach Hause. Oft habe sie mit ihrer Tochter auf dem Arm den Boden gewischt oder gekocht, erinnert sich die 84-Jährige. Ein Gefühl der Wertschätzung hat sie dabei nie gehabt. Heute in der Pension bereut sie ihre Entscheidung. Diese Lebenssituation ist für Österreichs Frauen keine Seltenheit.

Der 2. November 2025 hat einmal mehr auf diese traurige Tatsache hinge-

wiesen. Der Gender-Pay-Gap in Österreich stellt keine abstrakte Kennzahl dar, er ist für Österreichs Frauen eine reale Herausforderung. Wie Nina Plank vom Team Sozialpolitik der Arbeiterkammer Oberösterreich erklärt, resultieren Unterschiede in der Pensionshöhe aus dem beitragsorientierten Pensionssystem in Österreich. Frauen, die weniger Geld in die Pensionskasse einzahlen, bekämen später auch weniger Geld heraus. In Oberösterreich betrug die jährliche Differenz bei Pensionsauszahlungen zwischen Frauen und Männern im Jahr 2024 etwa 16.000 Euro pro Person und Jahr, so Nina Plank.

Laut Informationen der Stadt Wien verrichten Frauen täglich in etwa vier Stunden an unbezahlter Arbeit, wäh-

rend es bei Männern nur 2,5 Stunden sind. Unter unbezahlter Arbeit verstehen wir heute die Sorgearbeit im Haushalt und in der Familie. Um bestehende Ungleichheiten ansatzweise auszugleichen, gehöre sie besser zwischen Männern und Frauen aufgeteilt, weist Nina Plank auf eine Maßnahme hin. Dafür ist es in Österreich erforderlich, größere Anreize für Väter zu schaffen, sich aktiv einzubringen, etwa durch eine geteilte Eltern- oder Pflegekarenz.

Auch das Pensionssplitting zwischen Elternteilen ist ein Lösungsansatz. Dabei überträgt der höher verdienende Elternteil Pensionsgutschriften an jenen mit dem niedrigeren Einkommen.

In Österreich gibt es die Möglichkeit, sich bis zu 48 Monate pro Kind an Versicherungszeiten anrechnen zu lassen. Diese Maßnahme unterstützt Personen, welche zur Betreuung von Kindern ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen oder reduzieren. Doch da die Beitragsgrundlage deutlich niedriger ist als das durchschnittliche Erwerbseinkommen, lassen sich frühere Einkommensverluste nicht ausgleichen, was sich in weiterer Folge negativ auf die Pensionshöhe auswirkt. Denn auch bei ganzjährig angestellten und in Vollzeit beschäftigten Frauen besteht mit 16,3 Prozent ein deutlicher Lohnunterschied im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen.

Welche Reformen notwendig wären

Das Resultat: Es braucht noch mehr Maßnahmen, um die Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern auszugleichen und Fairness in die Pensionsvorsorge zu bringen. Primär sind Kindererziehungs- und Pflegezeiten stärker auf dem Pensionskonto zu berücksichtigen, etwa durch eine An-

hebung der Beitragsgrundlage auf die Höhe des Medianeinkommens (mittleres Einkommen) aller Vollzeitbeschäftigten.

Parallel dazu ist es wichtig, die Kinderbetreuungs- und Pflegeinfrastruktur zu erweitern, um Frauen eine vollzeitnahe Erwerbstätigkeit zu ermöglichen.

Übernimmt der Staat die Kinderbetreuung nämlich kostengünstig, flächendeckend und professionell, entlastet diese Maßnahme besonders alleinerziehende Frauen.

Auch in Bezug auf das Arbeitsrecht sind Neuerungen notwendig. So sind ein Rechtsanspruch auf veränderte Arbeitszeiten und ein Wechsel zwischen Voll- und Teilzeit durchaus wirksam. Zur Vorbeugung von Altersarmut ist zudem die Einführung eines Aufwertungsfaktors (Anpassung an Inflation) erforderlich, um Benachteiligungen zu verhindern. Abschließend zeigt sich, Frauen haben ihr gesamtes Leben lang mit dem Gender-Pay-Gap und dessen Folgen zu kämpfen. Solange überwiegend Frauen unbezahlte Care-Arbeit leisten und Ungleichheiten im Arbeits- und Pensionssystem bestehen, verschwindet auch diese Benachteiligung nicht. Es benötigt daher nicht nur politische Reformen, sondern ein gesellschaftliches Umdenken, das Care-Arbeit als gleichwertig zu Erwerbsarbeit ansieht und fair zwischen den Geschlechtern verteilt.

Kinder nach Erklärungen, oft bei sich selbst. Präsenz gibt Sicherheit, ihr Fehlen hinterlässt Fragen, die lange bleiben und prägen.

Mara Sophie Gutmann ist 17 Jahre alt, kommt aus der Nähe von St. Pölten und besucht die Lentiaschool für Business und Design in Urfahr. Sie interessiert sich für Lesen, Schreiben, Gitarre, Poesie und Psychologie.



„Frauen schlüpfen in
unglaublich viele Rollen und
sollten dafür bewundert werden.“

Maya Pfleger-Schauer

Zwischen Gegenwart und Vergangenheit: Tradwives

VON MAYA PFLEGER-SCHAUER.

Kühe melken, Mehl produzieren, Eier sammeln, Tiere füttern. Unter dem Namen „Ballerina Farm“ zeigt Hannah Neeleman aus Amerika, wie sie ihre Großfamilie, bestehend aus acht Kindern und einer Farm versorgt. Was für die meisten surreal scheint, ist für Hannah Neeleman Alltag.

Hannah Neeleman ist eine Tradwife. Mit ihren Videos erreicht sie mehr als zehn Millionen Follower*innen in den sozialen Medien. Seit dem Beginn der Coronazeit begeistern sich immer mehr Frauen für diesen Trend. Sie verzichten auf Karriere und definieren sich über ihre Rolle als Hausfrau, Mutter und Erzieherin. Nun scheint der aus den USA

stammende Trend auch in Europa Anhänger*innen zu finden.

Das Geschäftsmodell der Tradwives

Die Social-Media-Tradwives wollen ein „Leben hinter dem Herd“ schmackhaft machen und vermitteln dabei, wie unproblematisch es sei, Finanzielles dem Mann zu überlassen. Diese Abhängigkeit, in die Nachahmerinnen fallen, ist bei den Influencerinnen allerdings nicht gegeben. Diese sind genau genommen erfolgreiche Geschäftsfrauen, die keineswegs von ihren Ehemännern abhängig sind. Sie führen Unternehmen und haben Produktpartnerschaften, die Millionen einbringen. Die Produktion makelloser Videos ist harte Arbeit und

erfordert ein großes Team von mehreren Personen. Viele Tradwives verkaufen zusätzlich eigene Produkte zu völlig überzogenen Preisen. Ein prominentes Beispiel dafür ist Meghan Markle, die unter der Marke „as ever“ Lebensmittel verkauft.

Doch was passiert mit den Frauen, die sich von den Influencerinnen beeinflussen lassen und ihr Leben dem Haushalt opfern? Freiwillig eingesperrt in ihrer Küchenromantik stellen sie womöglich eines Tages fest, wie viel besser es gewesen wäre, eine Ausbildung abzuschließen, statt über Rezepten zu brüten. Anfangs fühlt es sich vielleicht richtig an, sich intensiv um Mann, Haus und Kinder zu kümmern. Doch was bleibt, wenn sich Frauen zu spät fragen: „Was will ich eigentlich?“ und Träume immer auf später verschieben? Lebenslängliche Abhängigkeit und das Gefühl, andere messen sie nur daran, wie gut sie dient, statt wer sie ist. Das ist der Anfang vom Ende der eigenen Stimme.

Ein Trend, der aus der Vergangenheit kommt

Der Lebensstil der amerikanischen Nachkriegszeit setzte sich durch, weil dazumal Werbung, Film und Magazine das Bild der perfekten Hausfrau stark förderten. Heutzutage preisen aber weder Politik, Presse noch gesellschaftliche Gruppierungen das Comeback an. Feministische Bewegungen warnen Frauen davor, ihre Karriere und Selbstständigkeit zurückzustellen.

Tradwives, die es auch in Europa gibt

Während es in den USA viele weitere Retro-Influencerinnen mit mehre-

ren Hunderttausend Anhänger*innen gibt, handelt es sich bei den europäischen Kolleginnen um viele kleinere, lokale Tradwives. Bekanntheit erlangte nur Alena Kate Pettitt aus England, die mittlerweile in Australien lebt. In ihren Büchern und Videos gibt sie Tipps, wie Frauen Ehe und Haushalt meistern können.

Fehlende Einrichtungen begünstigen ein Leben als Tradwife

Laura Wiednig leitet die Frauen- und Gleichstellungspolitik-Abteilung der Arbeiterkammer in Oberösterreich. Sie sagt: „Finanzielle Abhängigkeit vom Ehepartner, fehlende rechtliche Absicherung, Machtungleichgewicht und die langfristigen Folgen eines Ausstiegs aus dem Erwerbsleben, wie keine Pensionsbeiträge, stellen langfristig große Probleme und Konsequenzen dar, die besonders junge Frauen nicht bedenken.“

Anhänger*innen dieser Bewegung betonen die Freiwilligkeit der Tradwives, dieses Lebenskonzept zu wählen. Auch befürworten sie Selbstversorgung und Sparsamkeit. Was nach persönlicher Entscheidung aussieht, ist laut Laura Wiednig jedoch aufgrund von strukturellen Schwierigkeiten nötig. Dazu gehören unter anderem Teilzeitarbeit wegen fehlender Kinderbetreuungsplätze und als Folge davon ein niedrigeres Einkommen, unbezahlte Arbeit im Haushalt sowie eine Überforderung wegen der Doppelbelastung von Beruf und familiären Verpflichtungen.

Ob die Tradwives-Bewegung Ausdruck selbstbestimmter Lebenswahl oder eine Rückkehr in überholte Rollenbilder ist, bleibt offen. Sie entfacht

eine gesellschaftliche Debatte, die zeigt, wie umstritten das Verständnis von Freiheit, Gleichberechtigung und moderner Lebensgestaltung auch im 21. Jahrhundert ist.

Maya Pfleger-Schauer ist 15 Jahre alt, lebt in Linz und besucht das Kollegium Aloisianum. Schreiben ist ihr besonders wichtig, da es ihr hilft, sich intensiv mit Themen auseinanderzusetzen. In ihrer Freizeit schwimmt sie gerne und spielt Geige. Besonders wichtig sind ihr Gerechtigkeit, das Lernen aus Fehlern und das Streben nach Zielen.

A portrait of a woman with long, dark, wavy hair, wearing a dark purple turtleneck sweater and a thin gold chain with a small cross pendant. She is looking directly at the camera with a neutral expression. The background is a dark, textured wall.

„Zwischen Chancengleichheit und gelebter Realität klafft eine große Lücke, besonders für Alleinerziehende.“

Nadja Karadjov

Alleine zu sechst: Die Alltagsrealität alleinerziehender Mütter zwischen Armut und Chancengleichheit

VON NADJA KARADJOV.

Österreich liebt das Bild der unabhängigen, gleichberechtigten Frau. Es glänzt in Imagemagazinen, steht fett auf Werbeplakaten und klingt ansprechend in Sonntagsreden. Doch dieses Bild bekommt Risse. Etwa dann, wenn eine Frau allein fünf Kinder ernährt und am Küchentisch nicht über Gleichberechtigung nachdenkt, sondern darüber, wie das Geld bis Monatsende reichen soll.

Global gilt Österreich als Musterland für soziale Sicherheit und Frauenrechte. Im Vergleich zu Ländern mit deutlich geringeren Lebensstandards läuft hierzulande scheinbar vieles besser. Zumindest wenn man nicht genau hinschaut. Dieses Bild des perfekten Sozialstaats

hat sich in die Köpfe der Menschen eingepflanzt. Gleichzeitig trägt es. Wer genauer hinsieht, erkennt schnell die große Lücke zwischen formaler Chancengleichheit und gelebter Realität. Insbesondere dort, wo Frauen allein Verantwortung tragen müssen.

Dieser Widerspruch begleitet mich seit meiner frühen Kindheit. Ich wuchs am Land in einer Mietwohnung auf, mit drei älteren Schwestern und einem jüngeren Bruder. Nach der Trennung meiner Eltern lag fast jegliche Verantwortung gänzlich auf den Schultern meiner Mutter. Frische Lebensmittel gab es relativ selten auf dem Teller. Oftmals mussten wir zu günstigeren Fertigprodukten greifen. Einfache und preiswerte Lösungen bestimmten den Alltag. Camps

und Ausflüge waren meist nur dank Zuschüssen von Schule und Staat möglich. Neue Kleidung kauften wir kaum, um zusätzliche Ausgaben möglichst gering zu halten. Daher trugen wir hauptsächlich Geschenktes oder Gebrauchtes.

Was sich für mich damals nach einer individuellen Herausforderung anfühlte, ist heute statistisch belegt. Im Jahr 2024 publizierte die Statistik Austria neue Zahlen zur Armutsgefährdung. Sie zeigen ein brisantes, jedoch bekanntes Bild. Österreichweit gelten rund 17 Prozent der Bevölkerung als armuts- oder ausgrenzungsgefährdet. Dies entspricht etwa 1,5 bis 1,6 Millionen Menschen. Gemeint sind Personen, die am Existenzminimum leben und sich daher wichtige Dinge zum Leben nicht (mehr) leisten können. Steigende Wohnkosten verschärfen die Situation zusätzlich. Armut betrifft längst keine Minderheit mehr. Sie prägt das Aufwachsen vieler Kinder und Jugendlicher in Österreich.

Zwischen Armut und Verantwortung

Laut Statistik Austria liegt die Armutschwelle bei 1.661 Euro netto pro Monat für Ein-Personen-Haushalte. 2024 waren 36 Prozent der Ein-Eltern-Haushalte armuts- oder ausgrenzungsgefährdet, deutlich mehr als im Durchschnitt. Bei alleinlebenden Frauen im erwerbsfähigen Alter ist jede Vierte gefährdet.

Im Dezember 2025 veröffentlichte der ORF die Dokumentation „Alltag am Limit“. In jeder fünften Familie in Österreich übernimmt ein Elternteil allein die Verantwortung. Sie zeigt, wie Ein-Eltern-Familien Alltag und Erziehung bewältigen. Dieser Beitrag unterstreicht nur, was wir längst wissen: Auch in einem reichen Industrieland nimmt Armut zu. Das lässt sich nicht mehr abstreiten.

Als Betroffene kann ich davon berichten, wie knapp sich in meiner Kindheit Zeit und Geld anfühlten. Jahrelang mussten wir täglich auf die vorhandenen Ressourcen achten.

Ehrlicherweise formte mich diese Zeit zu einem dankbaren Menschen, der heute versucht, in jeder Kleinigkeit des Alltags etwas Schönes zu erkennen. Zudem schöpfe ich durch meinen Glauben an Gott immer wieder Kraft und Zuversicht. Diese Eindrücke prägen meinen Blick und meine Einstellung zu Statistiken, die für manche oft abstrakt wirken.

Der Blick von der anderen Seite liefert ähnliche Erfahrungen. Meine Deutschlehrerin Frau Barbara Fink ist geschieden und alleinerziehend. Ihre Tochter ist mittlerweile 18 Jahre alt. Sie bestätigt mir gegenüber ebenfalls Herausforderungen im Zusammenhang mit der Organisation von Betreuung und Arbeit sowie der Verantwortungsübernahme. Wichtig sei, in Situationen der Überforderung Hilfe bei Freund*innen zu suchen und sich selbst dafür nicht zu schade zu sein. Ihre Botschaft ist klar: „Um Hilfe bitten ist keine Schande, sondern notwendig, solange die staatliche Unterstützung fehlt.“

Wer heute über Alleinerziehende spricht, beginnt oft bei Defiziten. Steigende Kosten und fehlende Entlastung formen den Alltag. Für Kinder wie mich und meine Geschwister war dies Alltagsrealität. Täglich spürten wir das fehlende Geld am eigenen Körper. Doch wie weiß sich ein zehnjähriges Kind in so einer Lage schon zu helfen?

Nadja Karadjov ist 20 Jahre alt und absolviert im Schuljahr 2025/26 ihre Matura an den Tourismusschulen Bad Leonfelden. Sie tanzt, singt und fotografiert gerne, reist viel und schreibt seit vielen Jahren eigene Texte und lässt dabei ihrer Kreativität freien Lauf.



„Ich möchte meine beruflichen Ziele
in meiner Zukunft auf jeden Fall
verfolgen, ohne auf Familie
verzichten zu müssen.“

Lucia Bremberger

Rollenbilder aufbrechen: Frauen zwischen Erwartungen und Selbstverwirklichung

VON LUCIA BREMBERGER.

Mutter, Hausfrau, Kindererzieherin. Diese Schlagwörter werden mit dem klassischen Rollenbild der heterosexuellen Frau assoziiert. „Wenn Frauen automatisch für Haushalt und Kinder zuständig sein sollen, nimmt ihnen diese Erwartung viele berufliche Chancen“, sagt Roswitha Elsner, Ethik-Professorin an der HTBLA Wels.

Die vollständige Abhängigkeit vom Partner hält einige Mütter davon ab, ihre eigenen Karriereambitionen zu verfolgen. Dabei stellt sich die Frage, ob Mütter nicht längst selbstverständlich die Möglichkeit haben sollten, ihre eigenen beruflichen Ziele zu verfolgen.

Die Wurzeln dieses Problems reichen

weit zurück. Die Gesellschaft sah Frauen über lange Zeit als weniger wert als Männer an. Frauen waren dazu bestimmt, den Haushalt zu führen und die Kinder zu erziehen. Genau das macht es so schwierig, diese tief verankerten Stereotype aus den Köpfen der Menschen zu lösen.

Laut Elsner würden Frauen auf eine einzige Rolle festgelegt werden, statt frei entscheiden zu können. „Männer werden dadurch aus ihrer Verantwortung entlassen und Frauen leisten weiterhin unbezahlte Care-Arbeit“, sagt sie und betont damit das Ungleichgewicht der Aufgaben.

Erst wenn das weibliche Geschlecht von diesen Klischees befreit ist, können auch Frauen ohne schlechtes Gewissen berufliche Ziele verfolgen, anstatt nur für

die typischen „Fraufaufgaben“ zu funktionieren.

Mädchen häufig unterschätzt

Doch wie sieht das in der Realität junger Frauen heute aus? Viele von uns stehen zwischen Erwartung und Selbstverwirklichung. Hin- und hergerissen zwischen dem, was wir wollen, und dem, was uns zugeschrieben wird.

Dazu sagt die Ethik-Professorin, bei Frauen werde Ehrgeiz schnell als egoistisch interpretiert. Ihnen schreibe die Gesellschaft traditionell Selbstlosigkeit, Rücksicht und eine angeblich angeborene Erfüllung in der Mutterrolle zu. Männer dürften hingegen ehrgeizig sein, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen. Im Patriarchat gelte Ehrgeiz weiterhin als positive männliche Eigenschaft. „Diese doppelte Moral hält alte Machtstrukturen aufrecht“, sagt Elsner.

Genau aus diesem Grund wünsche ich mir für Frauen aus meiner Generation ein Umdenken, ohne einem Geschlecht bestimmte Tätigkeiten zuzuordnen, denn Gleichberechtigung funktioniert nur ohne starre Rollenbilder.

Mädchen würden trotz großer Begabung oft unterschätzt oder trauten sich selbst weniger zu, beobachtet Roswitha Elsner in der Schule. Sie müssten doppelt gegen Klischees ankämpfen. Dieser zusätzliche Druck koste unnötig Energie. Weibliche Vorbilder, sowohl Lehrerinnen als auch Schülerinnen, seien daher wichtig, um das Selbstbewusstsein zu stärken.

Feminismus ist nicht nur „Frauensache“

Viele junge Frauen meiner Generation, mich eingeschlossen, möchten in Zukunft ihre beruflichen Ziele verfolgen können, ohne auf eine Familie verzichten zu müssen. Dabei sind wir jedoch in ho-

hem Maße von unseren Lebenspartnern abhängig. Umso wichtiger ist es, Männern die Relevanz dieser Thematik nahezubringen.

„Feminismus hilft den Männern auch, weil er Druck und starre Männlichkeitsbilder, ‚toxic masculinity‘, abbaut“, sagt Elsner. Männer dürften offener fühlen, fürsorglicher sein und ihre Zeit anders aufteilen. Am Ende würden wir alle von mehr Freiheit profitieren, unterstreicht die Lehrerin.

Es ist längst an der Zeit, das traditionelle Bild der (Haus-)Frau kritisch zu hinterfragen. Wir leben in einer Generation, die Freiheit, Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung nicht nur fordert, sondern braucht.

Ich wünsche mir eine Zukunft, in der wir Frauen nicht zwischen dem, was wir wollen, und dem, was die Gesellschaft von uns erwartet, wählen müssen und Männer nicht dafür Lob einheimsen, indem sie „mithelfen“, sondern selbstverständlich Verantwortung übernehmen. Eine Zukunft, in der niemand seine Träume aufgeben muss, um Erwartungen zu erfüllen. Solange Rollenbilder unser Denken bestimmen, bleiben viele Möglichkeiten ungenutzt, für Frauen wie für Männer.

Lucia Bremberger ist 17 Jahre alt und besucht die HTBLA Wels mit dem Schwerpunkt Chemieingenieurwesen. Sie beschreibt sich als strukturiert und organisiert sowie als offene, ehrliche und soziale Persönlichkeit.

FRAUEN IN POLITISCHEN, WIRT- SCHAFTLICHEN UND GESELLSCHAFTLICHEN SCHLÜSSELPOSITIONEN



„Frauen, die Politik

gestalten, schreiben nicht nur

Geschichte. Sie schreiben Zukunft.“

Felizia Enengel

Traut euch! Warum Frauen in die Politik gehen sollten

VON FELIZIA ENENGEL.

„Ernsthaft? Wie konnte das passieren? So kann es nicht weitergehen.“

In der hinteren Ecke des Klassenzimmers sitzen Mädchen an einem Tisch. Statt über Serien, Mode oder Beauty-Trends reden sie über Politik. Über Vertrauen in die Politik, über Bildungsgerechtigkeit, über Macht und Mitsprache. Sie diskutieren, widersprechen einander, suchen nach Lösungen. Sie sehen Politik nicht als abstrakten Begriff aus dem Wörterbuch, sondern als Teil ihres Alltags, etwas, das ihr eigenes Leben betrifft.

So sieht meine Idealvorstellung aus. Politik als etwas Lebendiges, Greifbares, verhandelt von jungen Menschen, die wissen, worum es geht. Um uns.

Doch diese Vision realisiert sich nicht von selbst. Sie braucht Mädchen und Frauen, die sich einmischen und ihre Stimme erheben und Politik nicht länger als etwas betrachten, das „die anderen“ machen.

Zu wenig Frauen in der Politik

Noch immer fehlen Frauen in der Politik: Im Österreichischen Nationalrat sind rund ein Drittel der Abgeordneten weiblich, bei den Bürgermeister*innen gibt es gar nur elf Prozent Frauen. Warum so wenige? Und wie schaffen es Frauen, sich in einem männerdominierten Umfeld durchzusetzen?

Auf diese Fragen antworten vier Politikerinnen in meiner Umfrage. Sie alle haben ein persönliches Ziel, wo-

für sie sich einsetzen und das sie anspornt, sich politisch zu engagieren. Eine innere Motivation, die sie antreibt.

Bei Julia Bammer, Neos-Landtagsabgeordnete aus Oberösterreich, ist es der Wunsch nach einem unbeschwerten Aufwachsen ihrer Kinder. Im Fall von Bianca Lindinger, Stadträtin der SPÖ in Vöcklabruck, ist es schlicht der Drang nach Veränderung. „Ich habe mir immer gedacht: Jammer kann ja jeder. Wenn ich wirklich etwas verändern will, dann geht das nur, wenn ich mich politisch engagiere“, sagt sie.

Christa Raggl-Mühlberger, Welser FPÖ-Vizebürgermeisterin, sieht ihren Grund in der Nähe zu den Menschen, die sie bewegt und antreibt. Claudia Bauer (geb. Plakolm) Bundesobfrau der Jungen ÖVP und Bundesministerin für Integration, Familie und Europa, schätzt besonders die Zusammenarbeit mit Jugendlichen sowie ihre Anliegen ernst zu nehmen und mitzuhelfen, ihre Herausforderungen zu lösen. Im Interview sagt sie: „Wir brauchen junge Menschen, die etwas verändern und verbessern wollen, und die nicht nur das Schlechte in der Welt sehen, sondern die ein Problem sehen, sofort eine Lösung suchen und dann auch miteinander auf gute Ideen kommen.“

Viele Hürden, vor allem für Mütter

Für diese Ziele kämpfen diese Frauen, jedoch nicht ohne Gegenwind. Es gibt Hürden, die vor allem für Mütter politische Mitgestaltung erschweren. Eine der größten ist die ständige Herausforderung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Politische Termine reichen oft bis in den Abend, wäh-

rend parallel Aufgaben weiterlaufen, die in keinem Kalender stehen, wie Kinderbetreuung, Haushalt und Care-Arbeit. Wie Bianca Lindinger sagt, lassen sich viele dieser Termine nicht verschieben, weshalb ein unterstützendes Umfeld wichtig ist.

Ich habe ebenfalls die Frage gestellt, ob es Frauen in der Politik schwerer haben als Männer. Die Antworten darauf sind gemischt. „Frauen müssen sich auf alle Fälle in der Politik stärker beweisen“, sagt dazu Raggl-Mühlberger. Auch Bauer stimmt dem zu. Meine beiden anderen Interviewpartnerinnen, Julia Bammer und Bianca Lindinger, berichten hier von keinen negativen Erfahrungen.

Die schönen Momente überwiegen laut den Aussagen jedoch eindeutig. Alle schätzen den direkten Austausch mit den Menschen und bereuen den Schritt in die Politik nicht.

Können vor allem Politikerinnen das Wählervertrauen in die Demokratie wieder herstellen? „Ich glaube, sie ändern das Bild von Politik zum Positiven. Es wäre demokratischer, wenn der Anteil der Frauen in der Politik dort liegen würde, wo er auch in der Bevölkerung liegt. Bei fünfzig Prozent“, sagt Bauer. Ähnlich antworteten auch die anderen Politikerinnen. In Zeiten von Politikverdrossenheit sei es wichtig, konstruktiv und ehrlich Politik zu gestalten, meinen sie alle.

Auf den Weg zu meiner Idealvorstellung gibt es vielleicht noch ein paar Hindernisse, doch jede von uns hat die Chance, die Zukunft mitzugestalten. Das zeigten mir auch die Interviews, in denen sich die Politikerinnen für mich Zeit nahmen, über ihre Motivation für politisches Engagement zu erzählen. „Traut's euch. Probiert es aus“,

sagt Bauer. Das halte ich für eine wichtige Botschaft für politisch interessierte junge Frauen. Finden wir den Mut und die Kraft, Politik aktiv mitzugestalten, kann der Traum Realität werden.

Felizia Enengel ist 14 Jahre alt, kommt aus Ungenach im Bezirk Vöcklabruck und besucht das ORG der Franziskanerinnen Vöcklabruck mit dem Schwerpunkt Kommunikation sowie Medientechnik und -design. Sie interessiert sich stark für Politik, hört gerne politische Podcasts und schätzt Diskussionen und aktuelle Nachrichten. In ihrer Freizeit tanzt sie, geht laufen und steht auf der Theaterbühne.



„Durch 49 Frauenbilder bekommen

Frauen wie Schwester Ida, die

normalerweise nicht in der

Öffentlichkeit stehen, die Möglichkeit

ihre Geschichten zu erzählen.“

Johanna Palmetshofer

Glaube, Engagement und Social Media: Das vielseitige Leben der Schwester Ida

VON JOHANNA PALMETSHOFER.

Ordensfrau – bei diesem Wort denken viele an ein stilles Kloster, an alte Gewänder und an ein Leben fernab der modernen Welt. Doch dieses Bild entspricht nicht mehr der Realität, wie Schwester Ida Vorel, eine Franziskanerin aus Vöcklabruck, beweist. In ihrer Ordenskleidung, einem grauen, langen Kleid mit schwarzem Schleier, ist sie kaum zu übersehen und mit der hölzernen Tau-Kette (einem Kreuzanhänger in Form des griechischen Buchstabens Tau) zeigt sie ihre Zugehörigkeit zum franziskanischen Orden, welcher auf Franz von Assisi zurückgeht und für ein einfaches Leben, Nähe zu den Menschen und soziale Verantwortung steht.

Doch was macht die 32-jährige Schwester so besonders? Eine Antwort darauf gibt sie in einem Interview mit mir selbst. Denn mit ihrem TikTok-Format „Klostertalk“ gewährt sie Einblicke in ihren Glauben, ihren Alltag und ihre Berufung. Damit erreicht sie Menschen, die sonst vermutlich nie mit einer Ordensfrau in Kontakt gekommen wären.

Ein spontanes Video und 38.000 Follower*innen später

Alles begann mit einem spontanen Impuls während eines Gottesdienstes, ein Spaßvideo für TikTok aufzunehmen, welches sich unerwartet schnell verbreitete und ihre Reichweite innerhalb kürzester Zeit wachsen ließ. Inzwischen

erreicht Schwester Ida auf der Plattform täglich über 38.000 Follower*innen mit ihren unterhaltsamen und zugleich lehrreichen Videos, wobei sie Wert auf eine persönliche und unmittelbare Art der Kommunikation legt. „Das ist das, was mich ein bisschen von anderen christlichen Influencern unterscheidet, weil ich nicht mit einer Moral komme, sondern einfach davon rede, wie es ist.“

Vom Urlaubsangebot zum Ordensleben

Mit 18 suchte sie nach einer günstigen Urlaubsmöglichkeit und stieß dabei auf die Franziskanerinnen in Vöcklabruck, bei denen sie zehn Tage lang lebte, ohne die Absicht, ins Kloster einzutreten. „In diesen zehn Tagen habe ich aber das Ordensleben so kennengelernt, wie es ist. In der Einfachheit, der Schlichtheit, im Gemeinschaftsleben, im gemeinsamen Gebetsleben und in einer Arbeit, die Sinn macht.“ Schwester Ida trat bereits mit 19 Jahren dem franziskanischen Orden bei und legte schließlich ihr Gelübde auf Lebenszeit im Jahr 2020 ab. Heute blickt sie auf mehrere Jahre im Orden zurück und spricht offen über das Zusammenleben mit den anderen Ordensschwestern.

Zwischen Zweifel, Glaube und Alltag

In ihrem Alltag als Ordensfrau erlebt Schwester Ida nicht immer nur Gewissheit. Auch Zweifel gehören zu ihrem Leben und genau diese Erfahrungen helfen ihr, im gemeinschaftlichen Miteinander zu wachsen. Viele Menschen reagieren überrascht, wie normal und zeitgemäß ihr alltägliches Leben als Ordensfrau ist, denn sie verbinden es noch immer mit Abgeschiedenheit, Strenge und einem Leben fern der Gesellschaft. „Diese Vorurteile haben sich nicht wei-

terentwickelt, wir und die Ordenswelt aber schon. Darum mache ich auch Social Media, um das ein bisschen zu aktualisieren.“

Ein Beruf, der Leben verändert

Hauptberuflich leitet Schwester Ida das Quartier 16, eine Einrichtung für Frauen in Notsituationen. Diese Aufgabe bedeutet ihr viel, da sie darin eine konkrete Möglichkeit sieht, den Auftrag ihrer Gemeinschaft zu leben und Frauen in schwierigen Lebenslagen zur Seite zu stehen. Die Bedeutung dieser Arbeit bringt sie mit eigenen Worten auf den Punkt: „Wir sind da in einem Bereich tätig, wo der Staat Österreich auslässt, wo es nichts gibt für diese Frauen. Und genau da sind wir gefragt.“

Aus dieser Erfahrung heraus engagiert sie sich auch öffentlich und wirkte bei der Kampagne „Orange the World“ mit, die zwischen dem 25. November und 10. Dezember auf Gewalt gegen Frauen und Mädchen aufmerksam gemacht hat. Der Zusammenhang mit ihrer täglichen Arbeit liegt für sie auf der Hand. Rund 80 Prozent der Frauen, die sie im Quartier 16 betreut, haben Gewalt erlebt.

Vielleicht denken Menschen bei dem Wort „Ordensfrau“ irgendwann nicht mehr nur an alte Klostermauern und an eine abgeschiedene Welt, sondern auch an eine junge Frau, die mit beiden Beinen im Leben steht, sozial engagiert ist, Fragen zulässt und ihren Glauben offen lebt. Wie Schwester Ida Vorel.

Johanna Palmetshofer ist 14 Jahre alt, kommt aus Seewalchen am Attersee im Bezirk Vöcklabruck und besucht das ORG der Franziskanerinnen Vöcklabruck mit dem Schwerpunkt Kommunikation sowie Medientechnik und -design. In ihrer Freizeit liest sie gerne oder spielt Gitarre.

A portrait of a young woman with long, wavy brown hair, smiling slightly. She is wearing a dark top and a thin gold necklace. The background is a dark, textured wall.

„Frauenthemen sollten sichtbar gemacht werden, weil Frauen in Geschichte, Gesellschaft und Politik oft zu wenig Beachtung finden, starke Frauen mehr Anerkennung und Aufmerksamkeit verdienen und gegenseitige Akzeptanz unabhängig vom Geschlecht wichtig ist.“

Melina Harich

Die unterschätzte Kraft weiblicher Prägung

VON MELINA HARICH.

„Es ist klar, dass dieser Kampf ungleich sein wird, aber ich werde ihn führen, solange ich auch nur ein Stück Kraft oder Leben in mir habe.“

Diese bewegenden Worte von Emmeline Pankhurst, einer Frauenwahlrechtsaktivistin, aus der berühmten Rede „I Incite This Meeting to Rebellion“ von 1912, gewinnen im Kontext der Debatte um die Macht, Zielstrebigkeit und den Einfluss prägender Frauen neue Bedeutung. Doch was passiert, wenn diese Haltung unser Denken und Handeln bestimmt? Bleibt die Macht prägender Frauen dann immer noch unsichtbar?

Zunächst ist festzuhalten, wie weit wir in der Entwicklung der Frauenrechte fortgeschritten sind. Wir haben die

Möglichkeit zu wählen, zu arbeiten und eigene Entscheidungen zu treffen. All diese Optionen haben wir unter anderem Emmeline Pankhurst und Clara Zetkin zu verdanken, die davon überzeugt waren, Frauen sollten die gleichen Rechte haben wie Männer. „Sie müssen dafür sorgen, dass Frauen genauso zählen wie Männer. Sie müssen einen gleichen moralischen Standard haben“, sagte Emmeline Pankhurst. Doch ist uns das genug?

An diesem Punkt stellt sich die Frage, warum Frauen überhaupt eine untergeordnete Rolle innehaben. Es könnte mit der unterschiedlichen Entwicklung der Kraft von Frau und Mann zusammenhängen oder weil in frühen Phasen der Menschheitsgeschichte Männer für die Nahrungsbeschaffung zuständig waren, während Frauen die

Verantwortung für Familie und Haushalt trugen. Männer und Frauen sind gleich zu behandeln, schließlich sind wir alle Menschen. Dabei ist es legitim, die Geschlechter unterschiedlich zu betrachten. Aus Gründen der Biologie sind Männer oftmals stärker, weil sich zum Beispiel ihre Muskeln schneller entwickeln und sie mehr Kraft aufbauen können.

Das zeigt unter anderem eine Untersuchung der University of Bologna aus dem Jahr 2021, in der Männer je nach Messwert zwischen dreißig und siebzig Prozent höhere Kraftleistungen erzielten. Frauen dagegen haben meist eine ausgeprägtere Empathie und ein tieferes Verständnis für andere, was eine Studie der University of Cambridge aus dem Jahr 2023 bestätigt: Dort lagen die Empathiewerte von Frauen im Durchschnitt um rund zehn bis zwölf Prozent höher. Außerdem sind bei ihnen Kommunikationsstärke und Teamfähigkeit im Schnitt besser entwickelt. Verallgemeinern lassen sich diese Ergebnisse jedoch nicht völlig.

Warum dominieren trotzdem immer noch männliche Führungskräfte zum Beispiel in der Politik, obwohl Frauen, worauf die wissenschaftliche Grundlage hindeutet, durch die ausgeprägteren sozialen Kompetenzen besser dafür geeignet wären?

Historische Vorbilder und gesellschaftliche Strukturen

Eine mögliche Erklärung liegt in tief verankerten gesellschaftlichen Rollenbildern und traditionellen Machtstrukturen, die historisch gewachsen sind und bis heute nachwirken. Interessant ist in diesem Zusammenhang außerdem die Frage nach langfristigen ge-

ellschaftlichen Folgen, wenn, wie bei Maria Theresia, eine Frau eine Machtposition übernimmt und wichtige Entscheidungen trifft, wie die Einführung der Schulpflicht.

Historische Beispiele zeigen, wie weibliche Führung nicht nur politische Entscheidungen verändert, sondern auch das gesellschaftliche Bild von Macht, Autorität und Geschlechterrollen dauerhaft neu prägen kann.

Biologie, Empathie und die Herausforderung von Rollenbildern

Das bestätigt auch der Fall Sirimavo Bandaranaike. Sie wirkte 1960 in Sri Lanka als erste frei gewählte Regierungschefin der Welt. Durch sie begann die Normalisierung der Frau in einer Führungsposition im Land. Zugleich trug sie international für die zunehmende Akzeptanz von Frauen in der Politik bei.

Viele Frauen müssen sich allerdings verstellen und Eigenschaften, welche wir traditionell mit Männlichkeit assoziieren, übernehmen, um in das von Männern vorgefertigte System zu passen.

Angesichts dessen gibt es Anlass zu hinterfragen, ob es sich für uns Frauen lohnt, dafür Kraft und Energie aufzuwenden, zumal ungewiss ist, ob unsere Bemühungen etwas bewirken. Die Wurzeln dieser gesellschaftlichen Strukturen reichen tiefer als politische Systeme.

Es lässt sich zusätzlich argumentieren, Erziehungsmuster haben diese Strukturen maßgeblich geprägt. Viele Kinder bekommen bereits in ihren ersten Lebensjahren bestimmte Rollenbilder vermittelt, häufig auch durch die Prägung ihrer Mütter. Dies beeinflusst, wie sie später die Welt und gesell-

schaftliche Machtverhältnisse wahrnehmen.

Einfluss auf Denkweisen und Werte

Dennoch sollten wir die Arbeit fortführen, die uns prägende Frauen der Vergangenheit hinterlassen haben. Wie das starke Fundament, die Sprache und Sichtbarkeit sowie das Bewusstsein, welches wir für dieses Thema im Laufe der Zeit entwickelt haben. Vielleicht liegt die wahre Macht von Frauen weniger in äußeren Machtstrukturen, sondern in ihrer Fähigkeit, frühzeitig Denkweisen, Werte und emotionale Muster zu formen.

Melina Harich ist 15 Jahre alt und besucht das Ramsauer Gymnasium im fünften Schuljahr. Sie interessiert sich für Musik, Sport, Geschichte und Kunst. Wichtig ist ihr, eine eigene Meinung zu entwickeln und Spuren zu hinterlassen, die man nicht sieht, aber fühlt.



„Dieses Projekt gibt jungen Frauen
eine Stimme und genau das
macht es für mich bedeutend.“

Theresa Noemi Kalisch

Mehr als Stoff: Mode und der Weg zur Selbstbestimmung der Frau

VON THERESA NOEMI KALISCH.

Frauenrechte sind heute für viele selbstverständlich. Doch lange Zeit durften Frauen nicht wählen, nicht studieren und nicht frei entscheiden, wie sie leben wollten. Weniger offensichtlich, aber genauso bedeutend, war ihre eingeschränkte Freiheit durch Kleidung. Mode war nie nur schön oder praktisch, sie spiegelte Machtverhältnisse wider und zeigte, wie viel Selbstbestimmung Frauen in einer Gesellschaft hatten.

Heute ist es für Frauen in Österreich völlig normal, Jeans zu tragen. Früher wäre das undenkbar gewesen. Kleidung unterlag strengen gesellschaftlichen Regeln, die vorgaben, wie eine „richtige Frau“ auszusehen hatte. Diese Regeln schränkten Frauen nicht nur äußerlich,

sondern auch in ihrer Bewegungsfreiheit und ihrem Alltag ein. Bis ins 19. Jahrhundert trugen Frauen meist schwere, enge und pompöse Kleider. Korsetts formten den Körper und machten selbst einfache Bewegungen anstrengend. Mit dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Rolle der Frau grundlegend. Während viele Männer an der Front waren, übernahmen Frauen ihre Aufgaben in der Öffentlichkeit und im Berufsleben. Die Mode passte sich an: Kleidung war schlichter, funktionaler und bequemer. Frauen brauchten Bewegungsfreiheit und sie forderten sie über Kleidung ein.

Vom Korsett zur Selbstbestimmung

Ein früher Wendepunkt zeigte sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Frauen begannen als Sekretärinnen zu arbeiten und Sport zu treiben. Für unterschiedliche Sportarten, unter anderem Ausritte oder Radfahrten, trugen sie erstmals praktischere Kleidung. Diese neuen Outfits waren bald Symbole des Kampfes für Gleichberechtigung, weil sie Frauen aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen ließen.

Zur gleichen Zeit kämpften in Großbritannien die sogenannten Suffragetten, selbst organisierte Feministinnen-Gruppen, für das Frauenwahlrecht. Sie nutzten Mode bewusst als politisches Zeichen. Ihre Farben Weiß, Lila und Grün standen für Reinheit, Hoffnung und Würde. Damit wollten sie dem damaligen Vorurteil entgegenwirken, Feministinnen seien unweiblich oder unattraktiv.

Diese Forderung nach Freiheit zeigte sich wenig später auch in der Mode. 1906 revolutionierte der Modedesigner Paul Poiret das Frauenbild mit dem Kleid La Vague. Es verzichtete auf Korsett und enge Taille und fiel locker vom Oberkörper bis zum Boden. Zum ersten Mal stand nicht die Formung des Körpers, sondern das Wohlbefinden der Trägerin im Mittelpunkt. Dennoch blieb das Tragen von Hosen für Frauen lange umstritten. Erst ab den 1910er-Jahren setzten sich von Poiret inspirierte Hosen langsam in der Damenmode durch.

In den 1920er-Jahren entstand das Bild der „neuen Frau“. Viele Frauen schnitten sich die Haare kurz, trugen Bobs und bevorzugten einen sportlicheren Stil. Die Modedesignerin Coco Chanel prägte diese Zeit mit bequemer, schlichter Kleidung. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg verloren Frauen viele ihrer neu gewonnenen Freiheiten wieder. Enge Shapewear, hohe

Absätze und rote Lippen waren erneut das Ideal, für viele Frauen ein Zeichen von Unterdrückung statt Selbstbestimmung.

In den 1960er-Jahren brachte die britische Designerin Mary Quant den Minirock auf die Laufstege. Er war das Symbol der sexuellen Revolution, die auch durch die Debatte rund um die Antibabypille geprägt war. Mode wandelte sich zum Ausdruck von Freiheit und Individualität. Gleichzeitig kritisierten Feministinnen die starke Fokussierung auf das Aussehen von Frauen. Die Schriftstellerin Simone de Beauvoir sagte 1960 in einem Interview, Kleidung spiele für sie kaum eine Rolle, da sie sich auf wichtigere Dinge konzentriere.

In den 1970er-Jahren änderte sich der feministische Zugang zur Mode erneut. Frauen trugen nun maskulinere, professionellere Kleidung. Der Begriff Power Dressing entstand und stand für Selbstbewusstsein, Kompetenz und Autorität. Schulterpolster, klare Schnitte und Anzüge sollten Frauen im Berufsleben stärken. Gleichzeitig gab es Diskussionen darüber, ob bestimmte Kleidungsstücke einschränkend oder befreiend seien. Die Designerin Diane von Fürstenberg vereinte 1974 beides mit ihrem Wickelkleid: Es war bequem, feminin und gab Frauen Bewegungsfreiheit.

Persönliche Freiheit durch Mode

Wie sehr sich Mode und Freiheit verändert haben, zeigt sich auch in meinem persönlichen Umfeld. Wie meine Großmutter mir erzählte, durfte sie als junge Frau viele Kleidungsstücke nicht ohne negative Reaktion tragen. Meine Mutter erlebte Mode bereits freier, aber

immer noch mit klaren Erwartungen. Eine Freundin von mir hingegen sagt, sie trägt, was sich für sie richtig anfühlt, egal ob feminin, sportlich oder etwas ganz anderes.

Auch heute zeigt Mode diese Vielfalt. Frauen können sich bewusst für oder gegen bestimmte Stile entscheiden. Die österreichische Designerin Marina Hoermanseder steht genau dafür. Mit ihren von der Orthopädie inspirierten Korsetts will sie Mut, Individualität und Selbstliebe vermitteln. Internationale Stars wie Lady Gaga oder Rihanna tragen ihre Designs. Sie zeigen, Mode muss nicht einschränken, sondern kann empoweren.

Abschließend lässt sich sagen, Mode war nie nur ästhetisch, sondern spiegelte immer auch gesellschaftliche Entwicklungen wider. Was wir tragen, erzählt von Freiheit, Gleichberechtigung und dem Weg dorthin. Doch bleibt eine Frage offen: Ist das, was wir heute tragen, wirklich nur Stoff oder sagt unsere Kleidung bis heute mehr über uns und unsere Gesellschaft aus, als wir denken?

Theresa Noemi Kalisch ist 15 Jahre alt, kommt aus Linz und besucht das Kollegium Aloisianum am Freinberg. In ihrer Freizeit spielt sie Theater, übt Klavier oder geht reiten. Offenheit für Neues und der Mut, Dinge auszuprobieren, sind ihr im Leben besonders wichtig.

A portrait of a young woman with long, wavy blonde hair, smiling at the camera. She is wearing a light-colored, textured knit sweater. The background is a dark, wood-paneled wall.

„Hätten Frauen dieselben Möglichkeiten

ihrer Leidenschaft nachzugehen

wie Männer, sehe diese Welt

ganz anders aus.“

Sophie Gahleitner

Warum Frauen im Ehrenamt unsichtbar sind

VON SOPHIE GAHLEITNER.

Einen langen Tag am Lagerfeuer mit ein paar Liedern ausklingen lassen und tiefgründige Gespräche über Friedenspädagogik mit Gleichgesinnten führen. So kann Ehrenamt aussehen.

Seit einigen Jahren bin ich ehrenamtlich tätig. Mich für die Pfadfinder*innen in ganz Österreich einzusetzen und mit anderen engagierten Menschen zusammenzuarbeiten, gibt mir mehr zurück, als es mir abverlangt. Motiviert und immer mit Herz setzen wir uns gemeinsam für eine bessere Welt und eine funktionierende Gesellschaft ein. Wir alle, egal ob Frauen, Männer oder Jugendliche.

Die Pfadfinder und Pfadfinderinnen Österreich (PPÖ) sind eine von 6.000

gemeinnützigen Organisationen in Österreich. Über 2,2 Millionen Freiwillige gehen neben Ausbildung oder Beruf einer ehrenamtlichen Tätigkeit nach. Darunter 900.000 Frauen. Meist stehen jedoch Männer im Rampenlicht. Sie stellen sich für Interviews zur Verfügung und repräsentieren dabei eine Organisation, die genauso Frauen mittragen. Die Beteiligung von Frauen am Erfolg von Vereinen muss sich die Öffentlichkeit hinzudenken.

Sichtbar sind meist andere

Warum stehen also Männer im Fokus und Frauen nicht? An der Organisation liegt es nicht.

Ich selbst bin eine Frau im Ehrenamt. Ich hatte immer das Gefühl,

wahrgenommen zu werden. Seit einem Jahr darf ich mit Stolz behaupten, eine repräsentative Aufgabe in Oberösterreich zu haben und mich damit selbst und Hunderte Jugendliche zu repräsentieren. Als OÖ-Landesjugendratsvorsitzende arbeite ich täglich mit anderen Frauen zusammen und weiß, es gibt genauso viele engagierte und motivierte Frauen wie Männer. Aber warum bin ich die Einzige, die diese wunderbaren Menschen kennt?

Zeit als entscheidender Faktor

Die österreichische Erhebung zur Freiwilligentätigkeit 2022 schneidet eine Theorie an, die als Antwort vielversprechend klingt. Denn wirklich sichtbar sind Vereinsmitglieder nur, wenn sie in Interviews und Artikeln zu Wort kommen. Ansonsten spielen Freiwillige für die Gesellschaft keine große Rolle. Solche Tätigkeiten fallen meist Mitgliedern in Führungspositionen zu, weil Vereine genau für solche Aufgaben ihre Vorstände wählen. Doch es braucht Zeit, einen Verein zu leiten. Zeit, die nicht jeder hat.

Nach wie vor fällt der Großteil der Care-Arbeit Frauen zu. Neben einem Job bleibt da kaum Zeit für eine weitere unbezahlte Aufgabe. Um auf Nummer sicher zu gehen und jederzeit aussteigen zu können, halten sich Frauen deshalb im Hintergrund des Vereins. Diese Arbeit ist nicht weniger wichtig. Sie ist essenziell für das Bestehen des Vereins.

Doch ein Aufsteigen in der Vereinsordnung ist nur dann möglich, wenn die zeitlichen Ressourcen ausreichen. So höre ich immer öfter von Freundinnen, die Zeit sei zu knapp, um weiter ehrenamtlich zu arbeiten. Ganz oft be-

deutet so ein Ausstieg ein langes Fernbleiben. Kommen sie irgendwann zurück, dauert es nicht selten Jahre, bis sie wieder in ihrer alten Position sind.

Verantwortung für mehr Sichtbarkeit

Um meine Antwort zu bestätigen, habe ich eine Umfrage zur Genderneutralität im Ehrenamt durchgeführt. Dabei habe ich 56 Freiwillige aus unterschiedlichen Vereinen befragt. 43 von ihnen empfinden die Struktur als neutral. Nur zwei meinen, ihre Organisation benachteilige Frauen. Wiederum zwei sehen Menschen mit Beeinträchtigung als benachteiligt. 16 Prozent sind der Meinung, ihre Organisation benachteilige Frauen nur teilweise. Ein Großteil der Befragten, die die Vereinsneutralität anzweifeln, gibt aber an, die Verhältnisse hätten sich in den letzten Jahren verbessert. Auch die Satzungsänderungen der PPÖ in den letzten Jahren zeigen, wie sehr sich die Organisation um Gendergleichberechtigung bemüht. Der Anteil von Männern in Führungspositionen von fast 70 Prozent liegt also nicht an den Organisationen selbst.

Unsere Aufgabe

Für mich ist das eine beruhigende Antwort. Das Ehrenamt und hart arbeitende Frauen im Ehrenamt leiden zwar darunter, aber das Problem liegt nicht bei uns. Allerdings müssen die Frauen, die es geschafft haben, im Ehrenamt sichtbar zu sein, viel Ausdauer und Stärke beweisen. „Wir stehen für ganz viele Frauen und Mädchen, wir müssen sie sichtbar machen und ihre Stimme sein“, sagt Anna-Marie Christely, Leiterin des Landesjugendrats der PPÖ in

Wien. Sie setzt sich auf Bundesebene und international für Jugendpartizipation ein. „Wir müssen uns nach außen als einen emanzipierten Verein präsentieren und Frauen den Aufstieg nicht unnötig schwer machen.“

Sophie Gahleitner ist 16 Jahre alt und besucht die 8. Klasse des Körnergymnasiums Linz. Ihre größte Leidenschaft sind die Pfadfinder und das ehrenamtliche Engagement, das für sie Abenteuer und die Möglichkeit verbindet, etwas zu verändern. Neben ihrem Wunsch, später Lehrerin zu werden, ist Schreiben ein befreiendes Gefühl für sie.



„Ich bin der Meinung, dass Repräsentation
eine extrem große Macht besitzt,
die viel zu wenig benutzt wird.“

Liliane Bachmayr

Über Decken und Mauern hinaus: Das Patriarchat in der Schüler*innenvertretung

VON LILIANE BACHMAYR.

An vielen Schulen fanden vergangenen Herbst die Wahlen zur Schüler*innenvertretung statt. Plakate hingen in den Gängen, Kandidat*innen hielten Reden, Klassen stimmten ab. Ein Format, das eigentlich nicht vom Patriarchat beeinflusst sein sollte, trotzdem zeigt sich der Fakt: Schüler*innen können nicht neutral wählen.

Das Patriarchat auf allen Ebenen

Patriarchale Strukturen gelten oft als Problem der Erwachsenenwelt. Politik, Kunst und Wissenschaft liefern dafür bekannte Beispiele, in denen es unfaire Vorteile für Cis-Männer, also Männer, die auch als Mann zur Welt kamen, gibt.

Diese Muster beginnen jedoch schon viel früher. Sogar Schüler*innenvertretungen tragen sie weiter. Junge Cis-Männer sichern sich dort häufiger Einfluss und Sichtbarkeit als Frauen*.

Viele Wählende hoffen auf einen vermeintlich „starken Mann“. Ob er nun tatsächlich mehr Erfahrung mitbringt als seine Mitbewerberinnen, ist nicht wichtig. Genauso unsensibel sind auch die Rückmeldungen an weibliche Kandidatinnen bezüglich ihres Aussehens, während der entscheidende Faktor bei einer Kandidatur, die Werte der Kandidatin, in den Hintergrund rückt. Das thematisierte auch das „Moment“-Magazin in einem Artikel. Frauen* würden oft höhere Qualifikation mitbringen, stoßen jedoch schneller an Grenzen. Doch gesellschaftliche Entwicklungen

halten nicht vor dem Schultor an, sondern sind auch in Klassenzimmern und Pausenhöfen greifbar.

Die „gläserne Decke“

Die US-amerikanische Feministin Marilyn Loden beschrieb diesen Mechanismus bereits 1978 mit dem Begriff der „gläsernen Decke“. Die Metapher steht für eine unsichtbare Barriere, die Frauen* und Minderheiten trotz Kompetenz vom Aufstieg abhält. Wie eine durchsichtige Decke bleibt sie spürbar und schwer zu durchbrechen. Junge Frauen* erleben dieses Gefühl bereits in der Schule, in Wahlen, aber auch von männlichen Respektspersonen, die ihnen ein schwereres Leben vorhersagen. Das spiegelt gesellschaftliche Machtverhältnisse wider und sperrt junge Frauen* unter dieser Decke ein. Daraus resultierend geben sich Frauen* oft schneller zufrieden und wagen es nicht, mehr zu fordern.

Mari-Ann Awayevoo, Landesvorsitzende der Aktion kritischer Schüler*innen, beobachtet diese Dynamik. „Wenn wir die gläserne Decke bereits in der Schüler*innenvertretung nicht durchbrechen, reproduzieren wir Ungleichheiten, die sich später in Politik und Gesellschaft fortsetzen“, sagt sie im Gespräch mit „49 Frauenbilder“.

66 Prozent Cis-Männer

Der SV Gender Report der AKS (Aktion kritischer Schüler*innen) aus dem Schuljahr 2022/23 liefert dazu Zahlen. Cis-Männer prägen die Schüler*innenpolitik stärker als andere Geschlechter. Mit steigender Position wächst dieser Unterschied. Frauen* kandidieren häufiger, scheitern jedoch öfter bei der Wahl

in hohe Funktionen. Besonders deutlich zeigt sich das im berufsbildenden Schulbereich. Während in den AHS (Allgemeinbildende höhere Schulen) der Abstand noch überschaubar ist, ist der Unterschied am deutlichsten in berufsbildenden Schulen, in denen 2022/23 73,1 Prozent der Schulsprecher*innen männlich waren. Auch auf Landes- und Bundesebene bilden sich diese Muster ab, etwa gab es im gleichen Jahr fast doppelt so viele Landesschulsprecher wie Landesschulsprecherinnen. Die BSV (Bundes-Schüler*innenvertretung) bestand folglich zu rund 66 Prozent aus Cis-Männern.

Awayevoo beschreibt die Folgen klar: „Viele junge Frauen lernen schon in der Schüler*innenvertretung, dass Verantwortung selbstverständlich erwartet wird, Macht aber nicht automatisch zugestanden wird.“

Zurück zu den Wahlplakaten im Schulgang. Sie versprechen Mitbestimmung und gleiche Chancen. Hinter den bunten Farben bleibt die gläserne Decke oft unsichtbar. Wer genauer hinsieht, erkennt sie jedoch direkt über den Köpfen jener Frauen*, die nach oben wollen.

Liliane Bachmayr ist 17 Jahre alt und besucht das Europagymnasium Baumgartenberg. Sie singt und dichtet gerne, reist viel und verbringt gerne Zeit mit Freunden. In der Schüler*innenpolitik konnte sie bereits prägende und augenöffnende Erfahrungen sammeln.

FRAUEN
IN DER WISSENSWELT



„Viele Frauen haben die Geschichte der Technik mitgeschrieben, auch ich selbst möchte eine von ihnen werden und auch andere junge Frauen dazu ermutigen, diesen Weg zu gehen.“

Helena Meingassner

Vergessene Technik-Pionierinnen: Den „Matilda-Effekt“ gibt es noch immer

VON HELENA MEINGASSNER.

Zahlreiche naturwissenschaftliche und technische Errungenschaften prägen unseren Alltag. Hinter vielen dieser Leistungen stehen Frauen, deren Namen größtenteils unbekannt bleiben. Sieht das heute anders aus? Was hat sich im Laufe der vergangenen Jahrhunderte verändert und warum verdrängten Institutionen und männliche Kollegen wissenschaftliche Beiträge von Frauen so lange?

Sie forschten – doch niemand hörte ihnen zu

Bereits in der Antike und im Mittelalter gab es technisch versierte und erfolgreiche Forscherinnen, die sich im wis-

senschaftlichen Bereich beschäftigten. Fehlende Anerkennung und mangelhafte Dokumentation ließen diese Forscherinnen aber unsichtbar bleiben.

Bis weit ins 19. Jahrhundert blieb die Wissenschaft weitgehend in Männerhänden. Vor allem, weil Universitäten, wissenschaftliche Netzwerke und Publikationsorgane lange nur Männern vorbehalten waren. Dadurch wirkten die wenigen frühen Beiträge von Frauen im Bereich der Forschung wie Ausnahmen, obwohl sie lediglich die Folge systematischer Ausgrenzung waren.

Doch Frauen brauchen die Wissenschaft, und die Wissenschaft braucht sie, wie auch UNESCO-Generaldirektorin Audrey Azoulay sagt. So kamen im 19. Jahrhundert erstmals dokumentierte technische Beiträge von Frauen an

die Öffentlichkeit. Ein Beispiel dafür ist Ada Lovelace, sie gilt als erste Programmiererin der Welt.

Ada Lovelace – „Eine Zauberin der Zahlen“

Ada Lovelace wurde am 10. Dezember 1815 in England geboren. Sie war die einzige Tochter des bekannten Dichters Lord Byron und seiner Frau Anne Isabella Milbanke, wuchs allerdings hauptsächlich bei ihrer Mutter auf, die Wert auf eine naturwissenschaftliche und mathematische Ausbildung legte. Später arbeitete sie mit dem Mathematiker und Erfinder Charles Babbage zusammen, der die theoretische Rechenmaschine Analytical Engine entwarf. Lovelaces Notizen beschäftigten sich damit, wie die Maschine verschiedene mathematische Aufgaben ausführen konnte. Heute gilt Lovelaces Beschreibung zur Berechnung der Bernoulli-Zahlen als erstes dokumentiertes Computerprogramm der Welt.

Die Notizen der Forscherin blieben zu ihren Lebzeiten größtenteils unbeachtet. Erst rund hundert Jahre später, mit der Entwicklung moderner Computertechnik, tauchten ihre Texte wieder auf und fanden weltweite Anerkennung. Dieses Schicksal vieler Wissenschaftlerinnen bezeichnen Forscher*innen als Matilda-Effekt. Der Begriff bezeichnet ein Muster, bei dem Akteur*innen in der Wissenschaft die Leistungen von Frauen systematisch übersehen, abwerten oder männlichen Kollegen zuschreiben.

Ein Nobelpreis nur in Männerhänden

Ada Lovelace war allerdings kein Einzelfall: Auch ein Jahrhundert später wiederholte sich dasselbe Muster in einem völ-

lig anderen Forschungsfeld, nämlich im Fall von Rosalind Franklin. Die britische Biochemikerin leistete einen Beitrag zur Entschlüsselung der Doppelhelix-Struktur der DNA, erhielt dafür jedoch lange Zeit keine Anerkennung.

Franklin arbeitete Anfang der 1950er-Jahre am King's College in London mit Röntgenkristallografie an der Struktur der DNA. Ihr gelang die bis dahin schärfste Aufnahme eines Moleküls, das sogenannte Foto 51, auf dem die Helix-Struktur eindeutig zu erkennen war. Diese Aufnahme stellte den Durchbruch ihrer Forschung dar. Allerdings gelangte Foto 51 ohne Franklins Wissen in die Hände der Forscher James Watson und Francis Crick.

1962 erhielten Watson, Crick und Maurice Wilkins den Nobelpreis für die Entdeckung der DNA-Struktur. Rosalind Franklin war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben und ging auch in Sachen posthumer Anerkennung leer aus.

Dieses Vorgehen gilt heute als klassisches Beispiel für den Matilda-Effekt. Rosalind Franklins Beitrag verschwand hinter den Namen jener, die von ihrer Arbeit profitierten.

Versäumnisse bis heute

Der Matilda-Effekt ist jedoch keinesfalls ein Relikt der Vergangenheit. Ein aktuelles Beispiel ist die Informatikerin Katie Bouman. Die Amerikanerin entwickelte 2019 einen Algorithmus zur Nachbildung des ersten Bildes eines schwarzen Lochs. In der öffentlichen Berichterstattung rückten jedoch zunächst männliche Kollegen in den Vordergrund, während Boumans Beitrag in den Hintergrund geriet. Erst nach öffentlicher Kritik erhielt sie Anerkennung für ihre Arbeit.

Diese Muster gehören nicht der Vergangenheit an: Mädchen und Frauen in der Technik finden inzwischen zwar viel bessere Unterstützung, und auch der Anteil an Frauen im MINT-Bereich ist mit 35 Prozent auf ein Rekordhoch gestiegen, schreibt UNESCO Österreich in einem Bericht. Dennoch zeigt sich in vielen technischen Schulen weiterhin ein vertrautes Bild: ein paar Mädchen unter einer großen Menge an Jungen, obwohl es heute keine formalen Einschränkungen mehr gibt.

Helena Meingassner ist 16 Jahre alt und besucht die HTL Braunau im Zweig Elektronik und Technische Informatik mit dem Schwerpunkt Bionik. Sie probiert gerne Neues aus und experimentiert mit unterschiedlichen Ideen. In ihrer Freizeit fährt sie Ski, spielt Volleyball, liest viel und verbringt gerne Zeit mit Familie und Freunden.



„Mein Beitrag soll Mädchen

ermutigen, ihre Träume zu

verfolgen und sich nicht von

Vorurteilen aufhalten zu lassen.“

Sena Kara

Als einziges Mädchen in der HTL: Meine Erfahrungen in Steyr

VON SENA KARA.

„Du wirst es nicht schaffen, such dir lieber was anderes aus“, war einer der ersten Sätze, die ich zu hören bekam, als ich mein Ziel äußerte, als Mädchen eine HTL zu besuchen. Im Gegensatz zu den anderen Jugendlichen unterstützten mich meine Lehrer*innen mit 14 Jahren nicht. Auch manche Klassenkameraden machten sich ständig über meine Entscheidung lustig. Obwohl diese Späße wahrscheinlich nicht ernst gemeint waren, störten sie mich. In dieser Zeit unterstützten mich meine Eltern und mein Umfeld sehr, damit ich die Meinungen von anderen nicht ernst nehmen würde. Trotz negativer Kommentare verfolgte ich weiter mein Ziel.

Am ersten Schultag, als ich in die Klasse kam, trat eine kurze Stille ein oder viel-

leicht kam es nur mir so vor. Nachdem ich einen Platz ganz vorne gewählt hatte, klebten meine Augen nur noch an der Tür. Jedes Mal, wenn ein neuer Klassenkamerad eintrat, schwanden meine Hoffnungen. Dann kam der Lehrer und las alle Namen der Schüler und Schülerinnen vor, die in dieser Klasse sein sollten. Außer mir stand kein einziges Mädchen auf der Liste.

Nach ein paar Tagen in der neuen Schule bemerkte ich, die HTL war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Mit meinen Klassenkameraden konnte ich keine enge Verbindung aufbauen. Den Jungs erschien es wohl seltsam, mit dem einzigen Mädchen in der Klasse zu reden. Auch mit Mädchen aus anderen Klassen hatte ich anfangs keinen Kontakt. Jede wollte sich zuerst

in der eigenen Klasse zurechtfinden. Trotzdem wollte ich nicht aufgeben, denn maturieren war mein Traum.

Zwischen Zweifel und Durchhaltewillen

Keine Freund*innen zu haben und mich gleichzeitig in einer neuen Schule zurechtfinden zu müssen, war eine große Belastung. Von den Unterrichtsfächern bis zum Stundenplan gab es große Unterschiede zur Mittelschule. Am Anfang fühlte sich alles zu viel an und als würde sich nichts verändern. Mein einziges Ziel bestand darin, die Schule zu schaffen. Trotz negativer Noten, allein verbrachter Pausen und fehlender Unterstützung gab ich nicht auf.

Mit der Zeit änderte sich alles. Eine technische Schule ist anspruchsvoll, aber nicht unmöglich. Trotz hoher Anforderungen und Schwierigkeiten blieb ich dran. Heute spreche ich Unklarheiten und Probleme an und suche gemeinsam mit meinen Mitschülern nach Lösungen. Durch viel Mühe hörte ich von mehreren Lehrer*innen Sätze wie „Ich bin sehr stolz auf dich“ oder „Ich höre nur Positives über Sie von Lehrern und Lehrerinnen“. Heute beschreibt mich mein Klassenvorstand als engagiert, pflichtbewusst und mutig. Mutig, weil ich mich traute, als einziges Mädchen in einer Klasse zu bleiben und an mich zu glauben. Auch andere Mädchen sprechen mich an.

Anerkennung und neue Stärke

Die Zeit, die ich an der HTL verbringe, ist wertvoll. Meine Lehrer*innen geben mir viel Unterstützung. Angelika Lindner, meine Deutschlehrerin, startete sogar einen Workshop mit dem Na-

men „girls@htlsteyr“. Dort können sich Mädchen vernetzen und gegenseitig stärken. Niemand soll sich allein fühlen oder erleben, was ich am Anfang erlebt habe. Zu Schulbeginn habe ich sogar die Pausen gehasst, denn allein in der Aula zu sitzen und mit dem Handy zu spielen, während ich das Lachen von Freundesgruppen hörte, hat nie Freude gemacht. Heute ist es anders. Jetzt bin ich eine von denen, die mit ihren Freundinnen in der Pause Spaß haben.

Inzwischen besuche ich die dritte Klasse der HTL und bin stolz auf mich. Mit meiner Erfahrung will ich zeigen, alle können machen, was sie möchten, wenn sie an ihren Zielen festhalten. Wenn Mädchen Angst vor einem technischen Beruf haben, will ich ihnen Mut machen. Entscheidend ist nicht die Meinung anderer, sondern der eigene Weg. Das Wichtigste ist, an sich selbst zu glauben, und wenn du denkst, du wirst deine Ziele nicht erreichen können, dann lies meine Geschichte noch einmal durch. Bist du wirklich bereit, deinen Traum einfach aufzugeben?

Sena Kara ist 16 Jahre alt, gebürtige Türkin und lebt in Steyr. Sie besucht die HTL Steyr in der Abteilung Informationstechnologie. In ihrer Freizeit zeichnet und backt sie gerne. Familie, Gesundheit und Bildung sind ihr besonders wichtig, ebenso die Weiterentwicklung ihrer Interessen und Ziele.

FRAUEN
UND GESUNDHEIT



„Nur weil etwas vergangen ist,

ist es nicht vergessen. Und

selbst heute verhalten noch immer viel

zu viele Stimmen ungehört.“

Emma Krenn

Frauenmedizin: Ein Fortschritt auf Kosten von Frauen

VON EMMA KRENN.

Eine junge Frau liegt auf dem OP-Tisch. Rechts und links stehen ihre Freundinnen, die sie festhalten, bis sie selbst an der Reihe sind. Jeder Schnitt und jeder Schrei hallt nach und gräbt sich in ihre Köpfe ein. Sie leiden nicht nur selbst, sie sind gezwungen, das Leiden der anderen direkt mitzuerleben. Dr. James Marion Sims führt medizinische Experimente an ihnen durch, und das ganz ohne Anästhesie und jegliche Einwilligung. Was wie ein Horrorfilm klingt, ist der Beginn der modernen Gynäkologie.

Versklavte Frauen als Versuchspersonen

Die Aufarbeitung des Falls von Anarcha Westcott findet erst rund 180 Jah-

re später statt, unter anderem in der Praxis Psychologie Berlin. Im Alabama der 1840er-Jahre mussten versklavte Frauen wie Anarcha Westcott selbst in der Schwangerschaft schwere Arbeit bis kurz vor der Geburt verrichten. Medizinische Unterstützung erhielten sie keine. Die Folgen zeigten sich in ihrem Fall nach der Entbindung, als sie an anhaltenden Geburtsverletzungen litt, sogenannten Fisteln. Hierbei handelt es sich um unnatürliche Verbindungen zwischen Geburtskanal und inneren Organen.

Dr. James M. Sims benutzte sie und einige andere versklavte Frauen als Versuchspersonen, mit unbeschränktem Zugang zu ihren Körpern, ohne rechtliche oder ethische Konsequenzen fürchten zu müssen. Die Frauen sahen keine Möglichkeit, das Leiden ihrer

Krankheit erträglich zu machen. Aus den Experimenten entwickelte Sims wichtige, heute noch verwendete Instrumente und Techniken, die er in der Folge an weißen, reichen Frauen einsetzte. Hier allerdings mit Anästhesie.

Insgesamt führte Sims über 30 Eingriffe an Anarcha durch, bei denen sie jeden Schnitt, jeden Stich und jede weitere Narbe spürte, ohne Einwilligung und Schmerzlinderung. Es galt die Behauptung, schwarze Menschen besäßen eine höhere Schmerztoleranz.

Es ist von immenser Bedeutung, die Leiden dieser Frauen nicht zu vergessen und unsere Sprache zu ändern. Anstatt James M. Sims als Vater der Gynäkologie zu bezeichnen, sollten Frauen wie Anarcha als Mütter der Gynäkologie in Erinnerung bleiben.

Frauen in Forschung und Medizin unterrepräsentiert

Wenn die medizinische Forschung nicht gerade einem Albtraum gleicht, ignoriert sie Frauen in wichtigen Studien. Eine große Studienanalyse von klinischen Studien aus Top-Fachzeitschriften in den USA zeigt die Unterrepräsentation von Frauen. Demnach nehmen an medizinischen Studien 44,6 Prozent Frauen und 55,4 Prozent Männer teil. Die Folgen der Unterrepräsentation und des fehlenden Wissens über Frauen in der Medizin sind Fehldiagnosen, unterschiedliche Medikamentenwirkung oder erfolglose Behandlungsversuche. Denn männliche und weibliche Körper funktionieren nicht gleich.

Als Beispiel beschreibt die erfahrene und gegenwärtig praktizierende Hebamme Kathrin Koller die vaginale Untersuchung während des Geburts-

prozesses. Während der Geburt ist eine bestmögliche Betreuung der Entbindenden unumgänglich. Doch immer wieder setzen Fachkräfte vaginale Untersuchungen trotz deutlicher Schmerzen fort, ohne Rücksicht auf die Frau zu nehmen oder das Vorgehen zu erklären. Und das, obwohl die Geburt selbst bereits eine massive Grenzerfahrung darstellt. Koller beschreibt Situationen wie diese als keine Einzelfälle, sondern als belastende Momente, in denen für viele Frauen Stress und Verunsicherung überwiegen.

Die Geburtsposition ist ein weiteres Thema. So achtete Fachpersonal früher nicht auf die Bedürfnisse der Frau, sondern wählte eine Position, die dem Arzt den leichtesten Zugang erlaubte und wohlhabenden Männern sowie Königen eine gute Sicht. Laut Kathrin Koller hingegen sei die leicht erhöhte Seitenlage am schonendsten für die Bänder und Strukturen im Becken der Frau und auch am entspanntesten. Jede Frau sollte die für sich angenehmste Position finden und in keine andere gezwungen werden, nur weil es anderen praktischer erscheint.

Die Missachtung weiblicher Bedürfnisse zeigt sich auch in der Forschung zur Endometriose, einer Erkrankung, bei der sich Zellen, die der Gebärmutter Schleimhaut ähneln, außerhalb der Gebärmutter ansiedeln und große Schmerzen verursachen. Anstatt der Ursache oder Heilung dieser Krankheit nachzugehen, erstellte eine italienische Universitätsklinik 2013 absurderweise eine Studie darüber, ob eine Frau mit oder ohne Endometriose attraktiver sei. Die Universitätsklinik zog die Studie später wegen fehlender informierter Einwilligung, dem ethisch hochproblematischen Studiendesign und der

starken Kritik aus gutem Grund zurück. Über 190 Millionen Frauen leiden an dieser Krankheit und leben mit einem um 31 Prozent erhöhten Risiko, vor dem 70. Lebensjahr zu sterben. Viele außerdem ohne sichere Diagnose, da die Forschung nach wie vor unzureichend ist. Ebenso wenig Forschung existiert in Bezug auf die Wechseljahre und den weiblichen Zyklus im Allgemeinen. Darüber spricht die Zyklusmentorin Tiffany Jacob im Onlinemagazin „Pslife“. Denn wenn sich der Hormonhaushalt verändert, wirkt sich das auf die diversesten Prozesse im Körper aus. Aufgrund fehlenden Wissens können Ärzt*innen Beschwerden der Wechseljahre fälschlicherweise als Symptome psychischer Krankheiten deuten und dadurch einen natürlichen Zustand pathologisieren. Patriarchale Strukturen erwarten von Frauen häufig, unabhängig von ihren hormonellen Veränderungen wie gewohnt zu funktionieren.

Gesundheit ist kein Tabuthema. Die Forschung muss die Lücken schließen, sonst bleibt die Hälfte der Bevölkerung unsichtbar. Kein Verheimlichen und Verstecken. Die Leiden, Bedürfnisse und medizinische Realität der Frauen müssen endlich ernst genommen werden. Es ist an der Zeit, die Frauenmedizin verantwortungsvoll und umfassend voranzutreiben, damit sich das Leid von Frauen wie Anarcha Westcott niemals wiederholt.

Emma Krenn ist 16 Jahre alt, kommt aus Linz und besucht das Körnergymnasium. In ihrer Freizeit reitet und tanzt sie gerne. Sie liebt es, in Geschichten einzutauchen und ihre Gedanken schreibend festzuhalten. Musik, Tiere und das Reisen sind wichtige Bestandteile ihrer Persönlichkeit.



„Ohne ausreichende

Berücksichtigung von Frauen

kann Medizin nie vollständig sein.“

Leni Suppersberger

Warum die Medizin Frauen krank macht

VON LENI SUPPERSBERGER.

Jahrzehnte des vermeintlichen medizinischen Fortschritts beruhen auf einem systematischen Ausschluss von Frauen. Frauen machen die Hälfte der Weltbevölkerung aus und sind in der medizinischen Forschung trotzdem unterrepräsentiert. Die Medizin ist seit Jahrzehnten von dem Irrtum geprägt, der männliche Körpertyp stehe für alle. Aber warum inkludierten medizinische Studien Frauen bis vor Kurzem nicht und welche Auswirkungen hat das bis heute?

Erschreckenderweise führten Forscher*innen klinische Studien bis in die 1980er-Jahre hauptsächlich mit Männern durch. Frauen waren meistens davon ausgeschlossen. Die fehlende Präsenz des Frauenkörpers ist eine historische Tradition, da die Medizin immer eine männliche Domäne gewesen ist.

Dr. Alexandra Kautzky-Willer, erste österreichische Gendermedizinerin an der Med-Uni Wien, sprach in einem Interview mit der Wiener Zeitung am 04.04.2025 über die Ursachen, weshalb Arzneimittelstudien lange reine Männerstudien waren. Demnach sei es für die Forschung zu mühsam gewesen, Frauen, die durch Zyklus und eine mögliche Schwangerschaft ganz andere Voraussetzungen haben, zu inkludieren.

Der Contergan-Skandal und seine Folgen

Ist es nicht ironisch, ausgerechnet diejenigen auszuschließen, die die Forschung durch erhöhte Risiken durch die Schwangerschaft am meisten brauchen? Genau das aber taten viele Forscher*innen nach dem Contergan-

Skandal in den 1960er-Jahren. Ungebohrne Kinder erlitten durch die Wirkung eines Schlafmittels Schäden. Als wäre es nicht vorhersehbar gewesen, führte dies zu einem kategorischen Ausschluss von gebärfähigen Frauen in der Arzneimittelforschung.

Die US-amerikanische Kardiologin Bernadine Healy benannte 1991 dieses Problem und prägte den Begriff „Yentl-Syndrom“. Dieser beschreibt das Phänomen der Vernachlässigung von Frauen in Forschung und Therapie aufgrund fehlender wissenschaftlicher Daten.

Healy gründete die Women's Health Initiative. Dabei handelte es sich um ein Forschungsprogramm zur Untersuchung von Gesundheitsthemen bei Frauen, insbesondere Herzkrankheiten, Krebs und Osteoporose. Die WHI war ein großer Schritt in die richtige Richtung. Dieses Programm führte später zu einer der größten klinischen Studien zu Frauengesundheitsfragen. Aufgrund der Ergebnisse gab es ab 1994 eine US-Richtlinie, wonach klinische Arzneimittelstudien Frauen einbeziehen müssen. Erst 2005 erließ die Europäische Union eine ähnliche Richtlinie.

Bestehende Ungleichheiten bis Heute

Trotz dieser Vorschrift und obwohl nahezu alle Studien mittlerweile Frauen einbeziehen, wirkt sich die jahrzehntelange Ungleichheit leider auch heute noch negativ auf Symptomatik und Diagnostik bei Frauen aus. Das Problem liegt im Geschlechterverhältnis. Der Frauenanteil sei noch immer sehr gering, sagt Dr. Kautzky-Willer. Bei wichtigen Herz-Kreislauf-Medikamenten liege er oft nur bei 25 Prozent. Die An-

hebung des Frauenanteils alleine reiche nicht aus, da sich die Wirksamkeit je nach Geschlecht nur schwer prüfen lässt.

Mathias Tertilt klärt in seinem Artikel im Online-Magazin „Quarks“ vom 07.08.2024 über eine weitere Problematik auf. Laut ihm schreibt die EU-Verordnung nur die Berücksichtigung von ausreichend Frauen vor, nicht die separate Auswertung geschlechtsspezifischer Dosierungen. Bis zu ein Fünftel aller untersuchten Studien berücksichtigt Geschlechterunterschiede nicht. Da manche Medikamente im Verlauf des Zyklus bei derselben Frau unterschiedlich wirken, ist es schwer zu eruieren, welche Dosis sinnvoll wäre.

Was genau lässt sich daraus schließen? Die medizinische Forschung ist noch immer von einer männlichen Norm geprägt. Es ist an der Zeit, endlich Maßnahmen zu setzen, um für Gleichberechtigung in der medizinischen Forschung zu sorgen.

Leni Suppersberger ist 17 Jahre alt und besucht die 8. Klasse des Körnergymnasiums. Sie interessiert sich besonders für Politik und feministische Themen. In ihrem Beitrag setzt sie sich mit der medizinischen Benachteiligung von Frauen auseinander und macht auf deren gesellschaftliche und politische Ursachen aufmerksam.



„Ich setze mich für Frauenthemen ein, da ich selbst ein sehr privilegiertes Leben genießen darf und meine Stimme für alle nutzen möchte, die selbst leider nicht sprechen dürfen.“

Mattea Hauser

Fehlende Diagnosen und Schmerzen: Der Gender Health Gap kostet Leben

VON MATTEA HAUSER.

Frauen erreichen bei einem Herzinfarkt im Schnitt zwei Stunden später die Notaufnahme, weil ihre Symptome anders aussehen als die von Männern. Die Medizin ignoriert diese Unterschiede noch zu häufig und Fachkräfte diagnostizieren und behandeln deshalb, als wären alle Körper gleich. Für viele Frauen bedeutet das den Tod. Dieses Versagen ist kein Zufall, es ist strukturell.

Ursachen des Gender Health Gap

Der Wiener Gesundheitsverbund (WI-GEV), der größte Gesundheitsdienstleister der Stadt Wien, erklärt, Gleichbehandlung müsse in der Medizin eine geschlechterangepasste Behandlung und Forschung bedeuten. Der Gender Health Gap bezeich-

net die systematische Benachteiligung von Frauen im Gesundheitssystem, die entsteht, weil diese Gleichbehandlung fehlt.

Rollenstereotype führen zu verzögerten Diagnosen, unter anderem wegen der unterschiedlichen Symptomatik bei Krankheiten oder Neurodivergenzen. Eine Pflicht zur gleichwertigen Einbeziehung von weiblichen Testpersonen in medizinische Studien ist deshalb meiner Meinung nach ein unausweichlicher Schritt, um das Gesundheitssystem langfristig zu verbessern.

Neben dem Gender Health Gap ist nämlich auch der Gender Data Gap ein Problem. Die National Library of Medicine, die weltweit größte biomedizinische Bibliothek, sowie der Frauengesundheitsbericht Österreichs aus dem Jahr 2022 weisen auf die Unter-

repräsentation von Frauen in Studien hin. Ärzte behandelten Frauen bei vielen Krankheiten gleich wie Männer, obwohl sich die gleiche Erkrankung unterschiedlich zeigen könne. Außerdem erforsche und berücksichtige die Pharmaindustrie geschlechterspezifische Erkrankungen wie Endometriose zu wenig. Dem Frauengesundheitsbericht nach fehlen auch zu anderen Diagnosen und zur Menstruationsgesundheit Erhebungen, um medizinisch spezifischer darauf eingehen zu können. In der Medikamententestung verzichten Forscher*innen sogar auf Tests an weiblichen Ratten, da sie befürchten, unterschiedliche Hormone würden die Ergebnisse verändern. Genau das ist aber der erste Punkt, an dem der Gender Data Gap entsteht.

Frauen erschaffen Leben, Frauen gebären und Frauen ernähren Kinder. Der weibliche Körper und Zyklus sind besonders und verdienen größere Wertschätzung. Dazu zählt, ihn zu verstehen, zu respektieren und ihn selbstverständlich in Erhebungen, Studien und Medikamententestungen angemessen zu berücksichtigen.

Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen

Zu diesen Problemen gesellt sich auch die Dosis-Wirkungs-Beziehung von Medikamenten, die bei Frauen oft unbekannt ist. Dabei ist genau das eine wichtige Information, um Patientinnen optimal behandeln zu können. Unterschiedlich hohe Spiegel etwa von Sexualhormonen können sich auf die Wirkung eines Medikaments auswirken. Verbesserungen in der geschlechtersensiblen Forschung sind daher dringend nötig. Denn der Gender Health

Gap wirkt sich durch jahrelange Beschwerden verheerend auf betroffene Frauen aus und zusätzlich auf die Arbeits- und somit Wirtschaftswelt.

Ein konkretes Beispiel: Laut der 2024 durchgeführten Studie „MenoSupport Austria“ leidet jede dritte Frau während ihres Klimakteriums unter starken Beschwerden, die auch ihre Arbeit beeinträchtigen. Frauen wünschen sich ein Umfeld, das sie besser unterstützt, anstatt ihr Leiden zu ignorieren. Manche der Betroffenen müssen ihre Arbeitszeit reduzieren, was wiederum finanzielle Auswirkungen hat. Sie sind dadurch wirtschaftlich schlechter gestellt, brauchen aber durch ihr Leiden noch mehr Geld für Medikation und Behandlungen. Betroffene Frauen sind also auch stärker armutsgefährdet. Großbritannien macht in diesem Punkt einen Schritt in die richtige Richtung, indem einige Unternehmen ihre Führungskräfte in dieser Thematik schulen und somit einen offeneren Umgang damit schaffen.

Nicht ernst genommen

Die Berichterstattung zu dieser Thematik in der Medienlandschaft ist nach wie vor unzureichend und noch immer nehmen zu viele Ärzt*innen manche frauenspezifischen Beschwerden nicht ernst oder schieben diese auf psychosomatische oder hormonelle Ursachen. Das verzögert Diagnosen und zieht das Leiden der Frauen in die Länge. Aus meiner Sicht wäre es deshalb dringend nötig, die Anzahl an Frauen in Führungspositionen im medizinischen Bereich zu steigern. Die weibliche Gesundheit würde durch einen ärztlichen Perspektivenwechsel profitieren. Frauen sollten auch von weiblichem Fach-

personal repräsentiert werden, um Bezug und Empathie sicherzustellen.

Solange weibliche Körper in der Medizin als Abweichung gelten, bleibt echte Gleichberechtigung unerreichbar. Jede Stimme zählt, denn Schweigen kostet Frauen Gesundheit, Lebensqualität und das Leben selbst! Fragen Sie bei Ärzt*innen nach, bestehen Sie auf ernsthafte Abklärung, unterstützen Sie Initiativen für geschlechtersensible Forschung und thematisieren Sie den Gender Health Gap im eigenen Umfeld.

Mattea Hauser ist 17 Jahre alt und besucht das musische BORG in Ried in Oberösterreich. Sie schrieb bereits Artikel für Zeitungen, hatte mehrere Auftritte als Vorlesende und war Teilnehmerin einer Schreibwerkstatt. Neben dem Schreiben verbringt sie ihre Freizeit am liebsten mit Tieren, besonders mit Pferden.



„Viele Menschen behaupten, Frauen wären
in Österreich längst gleichberechtigt.
Ich möchte mit meiner Teilnahme
an diesem Projekt einen von vielen
Lebensaspekten beleuchten, in denen das
ganz eindeutig noch nicht der Fall ist.“

Ida Langenfelder

Der Unterschied zwischen Frauen und Männern in der Medizin

VON IDA LANGENFELDER.

„Das bilden Sie sich nur ein.“ „Trinken Sie mehr Wasser und ruhen Sie sich aus.“ Das hören Frauen häufig in Behandlungszimmern. Auch aufgrund solcher Ratschläge, die ihre Beschwerden relativieren, erhalten Patientinnen viel häufiger falsche Diagnosen als Patienten. Dadurch steigt die Gefahr, eine falsche oder mangelhafte Behandlung zu erhalten und schlimmstenfalls sogar zu sterben.

Etwa 30 Prozent der Frauen, die mit Symptomen wie depressiven Verstimmungen, Atemnot, Erbrechen oder Rückenschmerzen die Notaufnahme aufsuchen, bekommen eine falsche Diagnose oder müssen wegen angeblicher psychosomatischer Probleme wieder nach Hause. Das berichtet Dr.

Tanja Boßmann, Ansprechpartnerin für Gesundheitsthemen der Sana Kliniken AG. Diese Warnsignale können bei Frauen aber auf einen Herzinfarkt hindeuten, was nur wenige wissen. Allgemein bekannt und ernst genommen sind hingegen die Brustschmerzen, Engegefühle und das Ausstrahlen der Schmerzen in Arme und Kiefer, die häufig bei Männern während eines Herzinfarktes auftreten.

Unterschiedliche Symptome bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen

Das Bundesministerium für Gesundheit nennt Herz-Kreislauf-Erkrankungen als die Todesursache von 47 Prozent der Frauen und 38 Prozent der Männer in Österreich. Die Zahl der Männer, die an vergleichbaren Krank-

heiten leiden, ist aber laut mehreren Studien höher als die der Frauen. Die zuvor angeschnittenen Fehldiagnosen und daraus resultierenden Todesfälle sind wohl auf die starke Unterrepräsentation von Frauen in Studien der Kardiologie zurückzuführen. Insbesondere in Erhebungen bezüglich Vorhofflimmerns, Schlaganfällen und der koronaren Herzkrankheit, die als häufiger Auslöser von Herzinfarkten gilt, lässt sich ein erschreckender Mangel an Probandinnen feststellen.

Können Forschungsergebnisse von Männern und Frauen übertragen werden?

Die Benachteiligung von Frauen in der medizinischen Forschung endet nicht bei kardiologischen Studien. Frauen machten auch in Arzneimittelstudien in den USA zwischen 2017 und 2023 lediglich 34,2 Prozent aus. Dabei wäre eine repräsentative Gruppe bei Medikamentenstudien besonders wichtig. Denn ein Mittel, das bei männlichen Probanden nur milde oder gar keine Nebenwirkungen verursacht, kann bei weiblichen zu schweren Beschwerden oder schlimmstenfalls sogar zum Tod führen.

Auch außerhalb der Kardiologie gibt es viele Beispiele für bekannte Symptommatiken, die hauptsächlich auf männliche Patienten zutreffen und die Ärzt*innen fälschlicherweise eins zu eins auf die weiblichen übertragen. Bei Asthma, zum Beispiel, tritt das typische, rasseln-de Atemgeräusch bei Burschen häufig auf, während sich die Krankheit bei Mädchen eher durch trockenen Husten zeigt. Weiters führt Alzheimer bei Männern öfter zu physischen Symptomen, während die Beschwerden von Frauen mit der gleichen Krankheit eher emotionaler Natur sind.

Die Gesellschaft bezeichnet Frauen als emotional und hysterisch, wirft ihnen das Simulieren vor und behauptet, ihre Beschwerden fänden nur in ihrem Kopf statt, während es sich tatsächlich um „atypische“ Symptome einer medizinischen Störung handelt.

In der Psychologie, sagt die klinische und Gesundheitspsychologin Bettina Langenfelder, ist es ähnlich. „Auch bei der Diagnostik von ADHS oder Autismus-Spektrum-Störungen zeigen sich bei Mädchen andere Verhaltensweisen als bei Burschen. Da Mädchen oft angepasster sind und in der Schule nicht negativ auffallen, werden diese auch weniger psychologisch vorgestellt.“

Das Problem existiert also fachübergreifend und schreit nach einer Lösung. Eine fairere Repräsentation von Frauen in Studien und ein gesteigertes Bewusstsein für genderspezifische Medizin wären ein guter Anfang. Bis dahin müssen wir Frauen auf unsere Körper hören und eine ernsthafte Behandlung durch unsere Ärzt*innen einfordern.

Ida Langenfelder ist 18 Jahre alt, lebt in Pfarrkirchen bei Bad Hall und besucht die HBLA für künstlerische Gestaltung in Linz. Als Kunstschülerin beschäftigt sie sich besonders mit Fotografie, Musik und Literatur. In ihren Arbeiten ist es ihr wichtig, Menschen zu berühren und gleichzeitig Werke zu schaffen, auf die sie selbst stolz sein kann.



„Ich wollte bei diesem Projekt

mitmachen, um zum Denken anzuregen.

Denn die Frage ist:

Was ist überhaupt eine Frau?“

Jay Eichberger

Zwischen den Boxen: Meine Suche nach einer Identität zwischen Mann und Frau

VON JAY EICHBERGER.

Schon von klein auf haben mich Fragen über mein Geschlecht und welche Rolle ich einnehmen soll geplagt. „Wer soll ich sein?“ „Wie muss ich mich als Mädchen verhalten?“ „Was ist überhaupt ein Mädchen?“ Heute stehe ich, mit 18 Jahren, noch immer vor diesen Fragen. Die Antwort darauf fällt mir schwerer denn je.

Gesellschaftliche Erwartungen

Unser Leben lang bemühen wir uns, in Boxen zu passen. Für manche ist das leicht. Alle Boxen wirken auf sie riesengroß. Genug Platz, um sich in ihnen problemlos auszuleben. Andere müssen sich für manche Boxen geradezu

ihrer Gliedmaßen entledigen, um auch nur hoffen zu können, in bestimmte Boxen zu passen. Eine dieser „Boxen“ ist der Begriff „Frau“.

Was ist überhaupt eine Frau? Rasch führt diese Frage in ein „boxenartiges“ Terrain. Wir bewerten, betiteln Eigenschaften und Verhaltensweisen als weiblich. Ein Geschlecht erhält ganz salopp Verhaltensmuster zugeordnet. Das schränkt ein. Gewisse Dinge sollen Frauen machen, andere wiederum sind ihnen verboten.

Doch Erscheinungsbilder und Interessen sind individuell. Dabei ist es egal, was für ein Geschlechtsorgan sich bei Menschen zwischen den Beinen befindet. Zudem ist die Frage, was für bestimmte Geschlechter normal oder angemessen wäre, unsinnig. Je-

der Mensch entwickelt selbstständig eine eigene Identität. Die Identität ist persönlich und lässt sich oft gar nicht wirklich in Worte fassen. Deshalb sollte jeder Mensch selbst festlegen, welche Pronomen andere beim Sprechen über ihn verwenden und mit welchem Namen sie ihn ansprechen.

Rechtliche Hürden und fehlende Anerkennung

Trotzdem bewerten unzählige Menschen täglich die Identität anderer. Sogar die Regierung tut das. Eine Namensänderung ohne Personenstandsänderung, also die Änderung des Geschlechtseintrages, kostet 16-mal so viel wie mit dieser Änderung. Logisch gesehen macht das keinen Sinn. Woher nimmt die Regierung das Recht, Beweggründe für eine Namensänderung als wesentlicher oder unwesentlicher zu behandeln? Schließlich ist ein Name etwas sehr Persönliches. Etwas, was nur den angesprochenen Menschen selbst betrifft. Etwas, bei dem niemand anderes mitreden sollte.

Geschlechtsidentität ist ein Spektrum. Für viele Menschen lässt es sich nicht auf die Begriffe „Frau“ und „Mann“ einschränken. Rechtlich gesehen ist es trotzdem nur intersexuellen, also Menschen, welche körperliche Geschlechtsmerkmale von beiden Geschlechtern aufweisen, erlaubt, sich als „divers“ zu definieren. Falls dann ein Mensch rechtlich gesehen eine Frau ist, aber den Genderkonformitäten nicht entspricht, kritisieren wir das genauso. Passt ein Mensch nicht in eine gewisse Box, muss er fast schon mit Diskriminierung rechnen.

Wir sollten die Box namens Frau erweitern. Raum bieten für Menschen

wie mich, die vielleicht nur mit einem Fuß drinstehen und ihren Arm in einer anderen haben. Den Begriff „Frau“ sollten wir nicht so eng sehen. Keine strikten Einhaltung der Rahmenbedingungen verlangen. Für manche ist eben eine Box einfach zu klein. Meine Identität ist nicht schwarz oder weiß. Auf die Frage „Bist du eine Frau?“ ist die Antwort weder ein Ja noch ein Nein. Ist denn wirklich kein Platz für ein Vielleicht?

Jay Eichberger besucht die BAfEP Steyr und setzt sich in Texten mit Identität und Geschlechterrollen auseinander. Die eigene Auseinandersetzung wurde besonders durch die letzten Schuljahre geprägt. Neben Interessen an Feminismus und Politik ist Jay kreativ tätig, häkelt, strickt und musiziert gerne. Nach dem Abschluss ist ein Chemiestudium in Graz geplant.



„Gesundheitsprävention bedeutet

für mich, Verantwortung für die

eigene Gesundheit zu übernehmen,

bevor Probleme entstehen.“

Magdalena Gluhak

„Mut bedeutet, Vertrauen in sich selbst zu haben“ – Hakima Hopfgartner über die Kraft von Selbstfürsorge für Frauen und Mütter

VON MAGDALENA GLUHAK.

Kennen Sie eine Person, die für andere sofort alles stehen und liegen lassen würde, dabei aber sich selbst vergisst? Ich kenne eine ganze Menge solcher Menschen, die meisten nennen sie „Mama“. Unsere Mütter sorgen sich ständig um unser Wohlbefinden. Sie pflegen uns, trösten uns und hören zu. Aber wer tut das Gleiche für sie?

Mütter gelten aufgrund von chronischem Stress im Familienalltag als gesundheitlich besonders gefährdet, was eine Studie aus dem Jahr 2023 der Johannes-Kepler-Universität Linz zu elterlicher Überlastung und Burn-out bestätigt. Zwischen Familie und Beruf

bleibt Frauen im Alltag oft kaum Raum für sich selbst. Sie erfüllen ihre beruflichen Aufgaben und tragen zugleich häufig den Großteil des Haushalts sowie die Verantwortung für die Familie. Nehmen sie sich nicht bewusst Zeit für ihre eigene Gesundheit, wirkt sich das früher oder später negativ auf ihr Wohlbefinden und ihre Leistungsfähigkeit aus und letztlich auch auf die Menschen, für die sie da sind. Statt erst auf Symptome und Schmerzen zu reagieren, sollten Frauen ihnen zuvorkommen.

Was bedeutet es wirklich, gut für sich zu sorgen, nicht in der Theorie, sondern mitten im Alltag? Darüber habe ich mit Hakima Hopfgartner gesprochen. Sie

ist psychosoziale Beraterin und Mutter und beschäftigt sich beruflich wie persönlich mit der Frage, wie Balance zwischen Familie, Arbeit und eigener Gesundheit gelingen kann.

Was bedeutet Gesundheitsprävention für dich persönlich?

Hopfgartner: Körper, Geist und Seele bilden für mich eine Einheit, die im Gleichgewicht sein muss. Vernachlässigen wir diese Balance und übernehmen keine Verantwortung dafür, entstehen mit der Zeit Herausforderungen oder gesundheitliche Probleme. Deshalb ist es wichtig, vorbeugend zu handeln und nicht erst aktiv etwas zu unternehmen, wenn bereits etwas passiert ist.

Wie gelingt es dir im Alltag, Zeit für Familie, Beruf und dich selbst bewusst zu planen, und was hilft dir dabei, diese Balance auch langfristig zu halten?

Hopfgartner: Zeit habe ich nicht einfach, ich nehme sie mir bewusst. Gerade als Mütter realisieren wir schnell, wir können in 24 Stunden nicht alles unterbringen. Deshalb habe ich gelernt, klare Schwerpunkte zu setzen. Wenn die Kinder klein sind, steht die Familie an erster Stelle, andere Dinge können warten.

Woran orientierst du dich dabei?

Hopfgartner: Insgesamt stehen mir hundert Prozent zur Verfügung, die sich auf verschiedene Lebensbereiche verteilen, etwa Zeit für mich selbst, Familie, Beruf, Ernährung und Bewegung. Diese Gewichtung verändert sich im Laufe des Lebens ständig. Entscheidend ist, bewusst zu wählen, was gerade Priorität

hat. Gelingt das, entsteht eine Balance, von der nicht nur ich, sondern auch meine Familie profitiert.

Welche Rolle spielen Sport und Bewegung in deinem Leben?

Hopfgartner: Körper, Geist und Seele sind untrennbar miteinander verbunden. Der Körper braucht Bewegung, die Seele Natur und frische Luft. Früher habe ich mir selbst viel Druck gemacht und gedacht, ich müsse ins Fitnessstudio gehen oder einen bestimmten Sport ausüben. Heute geht es eher um Quality Time, vor allem um Zeit für mich selbst.

Wie integrierst du körperliche Aktivität trotz beruflicher und familiärer Verpflichtungen in deinen Alltag?

Hopfgartner: Zum Beispiel ist mein Sohn, als er noch klein war, mit dem Fahrrad gefahren, während ich daneben gelaufen bin, oder wir haben im Sommer gemeinsam Tennis gespielt. Die Art der Bewegung wechselt, ohne Druck und ohne feste Vorgaben. Wenn ich aufstehe, gehe ich oft sofort laufen. So ist Bewegung für mich zu einem natürlichen Teil des Alltags geworden, ohne zusätzlichen Stress zu verursachen.

Was tust du konkret, um mental abzuschalten und Stress abzubauen?

Hopfgartner: Das Wort Stress allein stresst viele Menschen. Dabei können wir nicht ohne Stress leben, er gehört zum Leben dazu. Entscheidend ist, wie viel Akzeptanz ich ihm gegenüber habe und wie viel positiver Stress im Vergleich zu negativem in meinem Leben vorhanden ist. Die zentrale Frage lautet für

mich, was brauche ich, um meinem Gehirn das Gefühl zu geben, alles sei machbar und schaffbar?

Welche Rolle spielt Bewegung dabei, Stress abzubauen?

Hopfgartner: Wenn ich gleich morgens an die frische Luft gehe und mich bewege, hilft das, die Amygdala, das Alarmsystem im Gehirn, zu beruhigen. Dadurch entstehen weniger Ängste und negative Emotionen. Das Stresslevel für den restlichen Tag sinkt. Stress entsteht oft dann, wenn wir nicht im Hier und Jetzt sind, sondern gedanklich in der Vergangenheit oder Zukunft hängen. Sich immer wieder bewusst in den gegenwärtigen Moment zurückzuholen und zu sagen „Jetzt ist alles gut“, hilft enorm.

Gab es Phasen, in denen deine Balance aus dem Gleichgewicht geriet, und was hast du daraus gelernt?

Hopfgartner: Natürlich. Das Leben schubst uns immer wieder aus unserer Komfortzone heraus. Wir Menschen mögen es sicher und vertraut, doch das Leben ist nicht darauf ausgelegt, immer bequem zu sein. Für mich ist es eher wie ein Spiel, ohne Herausforderungen wäre es langweilig und Wachstum wäre kaum möglich. Ich habe gelernt, schwierige Phasen nicht als Rückschläge zu sehen, sondern als Chance oder Geschenk zur persönlichen Weiterentwicklung. Bei jeder Herausforderung stelle ich mir die Frage, was darf ich dieses Mal lernen?

Gibt es einen kleinen Tipp, den du Frauen geben möchtest, die sich im Familien- oder Berufsalltag schwertun?

Hopfgartner: Ich würde ihnen sagen: Seid mutig. Veränderung braucht Mut. Mut bedeutet, Vertrauen in sich selbst zu haben und daran zu glauben, Herausforderungen meistern zu können.

Wie können Frauen diesen Mut im Alltag praktisch umsetzen?

Hopfgartner: Es ist wichtig, die eigenen Kräfte und Fähigkeiten zu entdecken, die oft noch ungenutzt in uns stecken. Erfolg entsteht nicht durch Angst oder Abwarten, sondern durch die Bereitschaft, mutig zu handeln. Besonders als Mütter verfügen wir über enorme Energie und Potenzial. Positive Gefühle erzeugen positive Energie, und wenn wir mutig sind, können wir Veränderungen in unserem Leben bewirken, aufstehen und aktiv handeln.

Vielen Dank für das Gespräch.

Magdalena Gluhak ist 17 Jahre alt und besucht die 11. Schulstufe der HTL Braunau. In ihrer Freizeit spielt sie Querflöte, bewegt sich gerne und setzt sich mit ihrem Glauben auseinander. Ein bewusster Ausgleich zwischen Körper, Geist und Schule ist ihr wichtig.



„Das Leben ist schöner,
wenn du lachst.“

Sara Hausjell

Warum Body Positivity mehr ist als nur ein Trend

VON SARA HAUSJELL.

Ein Mädchen scrollt morgens durch Instagram. Dort findet sie makellose Haut, perfekt gestylte Haare, scheinbar mühelos schöne Körper. Immer wieder dieselben Bilder. Ohne zu merken, wie sich diese Darstellung von Perfektion in ihr Unterbewusstsein einprägt, beginnt sie, sich selbst daran zu messen.

Der Einfluss sozialer Medien auf unser Selbstbild

In den vergangenen Jahren hat der Begriff Body Positivity weltweit stark an Bedeutung gewonnen. Aber was steckt eigentlich dahinter? Body Positivity bedeutet, den eigenen Körper unabhängig von seinem Aussehen zu akzeptieren. Für junge Menschen ist dieses Thema besonders

aktuell, da sie sich täglich in digitalen Räumen bewegen, in denen Body Positivity, Body Shaming und Schönheitsdruck gleichzeitig präsent sind.

Ursprünglich entstand die Bewegung als Gegenentwurf zu normierten Schönheitsidealen und der Diskriminierung marginalisierter Körper. Heute jedoch wirkt Body Positivity oft wie ein entpolitisierter Social-Media-Trend, der sich gut vermarkten lässt. Statt gesellschaftlicher Kritik stehen zunehmend Selbstoptimierungsbotschaften im Vordergrund, verpackt in das Gewand der Selbstliebe.

In einer Welt, die uns täglich mit idealisierten Körperbildern konfrontiert, wachsen Unsicherheiten besonders schnell. Ständig entstehen neue Beauty-Trends, die wiederum neue Schönheitsideale vorgeben. Meist ver-

breiten sie sich über soziale Medien wie TikTok, Instagram oder Pinterest. Algorithmen bevorzugen weiterhin bestimmte Ästhetiken, wie die Studie „Aesthetic Alignment Risks Assimilation“ von Wenqi Marshall Guo und Shan Du zeigt. Immer wieder begegnen uns perfekte Haut, makellose Körper und sorgfältig inszenierte Porträts. Bilder, die sich stetig wiederholen und tief in unser Unterbewusstsein eingraben.

Selbst wenn wir erkennen, wie stark viele dieser Bilder digital bearbeitet, gefiltert oder inszeniert sind, vergleichen wir uns unbewusst mit ihnen. Je öfter wir diese Darstellungen sehen, desto mehr beginnen wir, an sie zu glauben. Dieser Vergleich führt häufig zu Unsicherheiten, Selbstkritik und einem verzerrten Körperbild, was Robert B. Zajonc in seiner Studie zum Effekt des bloßen Kontakts sehr anschaulich zeigt.

Wenn Selbstliebe zum Trend wird

Genau hier setzt Body Positivity an und versucht, diesen Kreislauf zu durchbrechen. Es geht dabei jedoch nicht darum, alles an sich schön finden zu müssen. Vielmehr steht die Erkenntnis im Mittelpunkt: Der Wert eines Menschen definiert sich nicht über sein Aussehen. Unser Körper ermöglicht uns zu leben; er ist kein Objekt, das perfekt sein muss. Body Positivity bedeutet daher auch, die individuelle Form, Geschichte und die Besonderheiten des eigenen Körpers anzunehmen, ohne sich ständig mit anderen zu vergleichen.

Indem Body Positivity Diversität fördert, trägt sie dazu bei, ein gesünderes Körperbild zu entwickeln. Wenn wir lernen, Vielfalt zu akzeptieren, entsteht eine Gesellschaft, in der sich mehr

Menschen gesehen und wertgeschätzt fühlen. Gleichzeitig hilft das Verständnis darüber, wie Schönheitsideale entstehen und wie sie uns beeinflussen, diesen Idealen bewusst weniger Macht über unser Selbstbild zu geben. So können wir beginnen, Vielfalt nicht nur zu akzeptieren, sondern sie zu feiern und unserem eigenen Körper die Wertschätzung entgegenzubringen, die er verdient.

Jeder Mensch verdient es, sich in seiner Haut wohlfühlen, unabhängig von Größe, Form oder vermeintlichen Makeln. Selbstliebe beginnt nicht mit Veränderung, sondern mit Akzeptanz.

Sara Hausjell ist 16 Jahre alt, kommt aus dem Bezirk Vöcklabruck und besucht die BAfEP der Don-Bosco-Schule Vöcklabruck. Sie strebt eine Ausbildung zur Elementarpädagogin an. In ihrer Freizeit liest sie gerne und verbringt viel Zeit in der Natur.



„Ich möchte über unrealistische
Schönheitsideale aufklären und
zu Veränderung anregen.“

Sophia Emelie Bauer

Perfektionismus: Wann genügt endlich wieder „gut genug“?

VON SOPHIA EMELIE BAUER.

Wir kennen das doch alle: Der kritische Blick in den Spiegel, der Neid auf diejenigen, die genau das vorleben, was wir uns allzu sehr wünschen, die selbstzweiflerische Stimme, die uns immer wieder versucht zu überzeugen: Du bist nicht gut genug.

Dazwischen das ewige Scrollen durch Instagram-Stories. Eine Frau. Tanzend, lachend und wunderbar aussehend. Hautenges, bauchfreies Oberteil, das einfach perfekt sitzt. Eine schmale Taille und das „perfekte Modelgesicht“. Ein strahlendes Lächeln, voluminös fallende Haare, eine Haut, von Unreinheiten gänzlich unbetroffen.

Ein kurzer Scroll durch Instagram und wir sehen Tausende Posts von „perfekten Frauen“. Exzellent trainierte

Körper, ausschließlich gesunde Ernährung, wunderschön gepflegte Villen, das traumhaft grandiose Leben, darunter Kommentare von Männern, die das erlesene Schönheitsideal loben.

Da kommen uns Frauen Gedanken wie: Sie sieht so schön aus. Warum laufen für mich die Dinge nie so rund? Ist mein eigenes Leben zu kompliziert? Vor allem auf Social Media besteht die Gefahr, uns schnell zu verlieren sowie unrealistischen Schönheitsidealen hinterherzujagen. Dies betrifft insbesondere uns Frauen.

Der ständige Drang, sich immer, überall und mit jedem zu messen, macht uns auf Dauer krank, psychisch und irgendwann auch körperlich. Immer im Vergleich mit anderen zu sein, lässt Frauen an sich zweifeln und ihr Selbstwertgefühl auf Dauer deutlich

sinken. Das Phänomen wirkt sich zudem auf unsere Selbstakzeptanz und unser Selbstbewusstsein aus, das zeigt sich in der Folge in emotionaler Instabilität und verstärktem Rückzug.

Perfektionismus: Eine Gefahr für den Körper?

Zudem kann der Perfektionismus, den Social Media vorgaukelt, auch zu Essstörungen führen. Größtenteils sind es Männer, die den Frauen Anforderungen aufzwingen, wie große Oberweite, sehr schlanke Taille sowie breite Hüften.

Dies führt oft zu Anorexie, Bulimie und Body-Dysmorphia, alles aktuell weit verbreitete psychische Krankheiten, die sich auf den Körper auswirken und unser Wohlbefinden verschlechtern. Von 2019 auf 2023 hat sich die Anzahl der an Essstörung erkrankten Mädchen um mehr als 50 Prozent erhöht, bestätigt die Krankenkasse.

Instagram, TikTok etc. vermitteln unrealistische Schönheitsideale durch bearbeitete Fotos, spezielles Licht und bestmögliche Darstellung der Personen und deren Leben. Doch ist das nicht auch nachvollziehbar? Wollen wir uns nicht alle im besten Licht zeigen? Die sogenannte „Schokoladenseite“ präsentieren?

Wir alle kennen solche Situationen aus unserem Alltag. Alle teilen nur die besten Anekdoten mit, schlechte Erfahrungen oder Fehler lassen wir aus. Dadurch stellt sich die Frage, ob wir nicht selbst schuld an diesem Trend sind.

Die gesellschaftlich so stark verankerte Vorstellung, Frauen müssten immer perfekt sein, steht einer besseren, fortgeschritteneren und gleichberech-

tigten Gesellschaft im Weg. Darüber sollten wir über das Thema reden und schreiben, um damit möglichst viele Menschen zu erreichen. Es ist bisher nicht absehbar, wie die vorherrschende Fake-Welt der sozialen Medien die echte Welt in den kommenden Jahren beeinflussen könnte.

Frauen häufig perfektionistischer

„Gerade im Arbeitsalltag ist Perfektionismus kontraproduktiv, da viele Aufgaben anfallen und ständiges Streben nach Perfektion nicht hilft und sogar lähmend wirkt“, sagt Margit Parzer, Direktorin der Höheren Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe Ried im Innkreis. Ihr zufolge zeigen besonders Schülerinnen perfektionistische Tendenzen, was bei ihnen häufig zu psychischen Belastungen und Druck bezüglich der Noten führt.

Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede seien vielfach auch der Erziehung geschuldet. Gerade Mädchen bekommen vermittelt, besondere Leistungen führten zu Lob und Wertschätzung. Folglich sei die stärkere perfektionistische Veranlagung bei Frauen kein Wunder, so die Direktorin weiter, was sich unter anderem bei Bewerbungen widerspiegelt. Frauen bewerben sich demnach für Jobangebote oft nur, wenn sie alle Kriterien erfüllen, Männer hingegen versuchen es bereits bei einigen wenigen erfüllten Anforderungen. Doch umzudenken und vom perfektionistischen Ansatz wegzukommen, ist schwer. „Die Gelassenheit, nicht immer alles makellos auszuführen, ist nicht so einfach in den Alltag umsetzbar“, sagt Margit Parzer.

Perfektionismus kostet Gesundheit

und Kraft. Social Media, Schule und Arbeit tragen dabei gleichermaßen die Verantwortung. Höchste Zeit, wieder Räume zu schaffen, in denen „gut genug“ wieder genügt.

Sophia Emelie Bauer ist 15 Jahre alt und besucht die fünfjährige HBLW Ried im Innkreis. Sie ist leidenschaftliche Turnerin, singt gerne, interessiert sich für Sprachen und kocht sowie backt mit Begeisterung. Besonders beim Schreiben von Texten geht sie auf und schätzt Herausforderungen als wichtigen Teil persönlicher Entwicklung.



„Wenn die Hälfte der Bevölkerung
ignoriert wird, ist das kein Versehen,
sondern ein Systemfehler.“

Tabea Ohler

Wie das Gesundheitssystem Frauen übergeht

VON TABEA OHLER.

Medikamente wirken nicht für alle gleich, Fachpersonal bagatellisiert Schmerzen, Fehldiagnosen sind verbreitet und das Gesundheitssystem lässt die Betroffenen im Stich.

Seit Jahrzehnten orientiert sich medizinische Forschung überwiegend am männlichen Körper, mit spürbaren Folgen für Frauen im Alltag. Die Forschung berücksichtigt die medizinischen geschlechtsspezifischen Unterschiede bis heute nur mangelhaft. Trotz gesetzlich geregelter Vorgaben zur Beteiligung von Frauen an Arzneimittelstudien besteht weiterhin ein deutlich erhöhtes Risiko: Einer Studie des American Journal of Clinical Dermatology zufolge leiden Frauen zu 50–70 Prozent häufiger an Nebenwirkungen von Medikamenten, sogenannten ADRs, „adverse drug

reactions“, als Männer. Das verdeutlicht, wie unzureichend die aktuelle Datenlage in Bezug auf physische und hormonelle Unterschiede ist.

Der männliche Körper als medizinische Norm

Der weibliche Körper unterscheidet sich in vielen zentralen Punkten vom männlichen, wie in der Anatomie, dem Hormonhaushalt, dem Stoffwechsel, dem Fettanteil und einigen mehr. Diese biologischen Unterschiede beeinflussen die Wirksamkeit von Medikamenten maßgeblich.

Der weibliche Körper ist jedoch kein Sonderfall, sondern macht die Hälfte der Bevölkerung aus. Dennoch orientiert sich der Großteil der medizinischen Forschung und Entwicklung bis heute

an männlichen Normwerten. Beispielsweise enthalten Packungsbeilagen bei Arzneimitteln kaum Informationen zugeschnitten auf Frauen.

Studiendesign als Ursache für Forschungslücken

Ein zentrales Problem liegt im Studiendesign. Laut der Gynäkologin Marlene Schneider sei es einfacher und sicherer zu gestalten, wenn eine Schwangerschaft der Probanden ausgeschlossen ist. Damit gehe allerdings viel Information verloren. Selbst in retrospektiven Studien oder Beobachtungsstudien berücksichtigen Forscher*innen das Geschlecht häufig nicht, was natürlich auch zu Fehleinschätzungen führe.

Die Folgen treten oft erst Jahre später auf und Frauen sehen sich dann mit unerklärlichen Zyklusveränderungen oder eingeschränkter Fruchtbarkeit konfrontiert.

Die Nebenwirkungen dieser Ignoranz spüren Frauen in Form von Schmerzen, Unsicherheit und gesundheitlichen Belastungen. Viele dieser Belastungen hätten nie entstehen müssen, wenn die Forschung ihre Verantwortung nicht so lange verdrängt hätte.

Doch der Gender Health Gap mit den verbundenen Datenlücken ist kein Zufall, sondern das Ergebnis sexistischer Strukturen in der Medizin, die bereits in der Ausbildung und im Studium ihren Ursprung haben.

Wenn Fachkräfte Beschwerden nicht ernst nehmen

Darüber hinaus verharmlost das medizinische System weiterhin frauenspezifische Probleme wie Menstruations- oder Wechselbeschwerden. „Zwar stehen

zahlreiche Medikamente hierzu zur Verfügung, doch werden diese oft nicht ausreichend verwendet oder gar nicht erst aktiv angeboten. Stattdessen hält sich die hartnäckige Vorstellung, diese zyklusbedingten Schmerzen seien ‚normal‘ und von Frauen auszuhalten“, sagt Gynäkologin Schneider.

Diese strukturelle Benachteiligung setzt sich auch bei der Diagnose fort: Durch die an den männlichen Normwerten orientierten Studien sind die Symptome von Frauen oftmals ungenügend erforscht, was zu verspäteten oder sogar fehlerhaften Diagnosen führen kann.

Medizin, die für alle funktioniert

Nur wenn Studien Frauen in Zukunft konsequent einbeziehen und ihre physiologischen Besonderheiten berücksichtigen und ernst nehmen, kann eine Medizin entstehen, die für alle funktioniert. Dazu gehört eine rückwirkende Anpassung der bestehenden Packungsbeilagen, die Frauen nicht länger als eine Randnotiz der Gesellschaft sieht. Eine gerechte Medizin entsteht nur, wenn die Forschung das weibliche Geschlecht nicht als Ausnahme behandelt, sondern es in allen Phasen vom Studiendesign bis zur Praxis vollständig berücksichtigt und einbezieht.

Tabea Ohler ist 17 Jahre alt und besucht die HTBLA für Chemische Betriebstechnik. In ihrem Beitrag thematisiert sie die mangelnde Berücksichtigung von Frauen in der Medizin und betont die Bedeutung geschlechtersensibler Forschung. Ziel ihres Artikels ist es, für medizinische Ungleichheiten zu sensibilisieren und Bewusstsein zu schaffen.



„Mir ist es ein großes Anliegen,
die Vielfalt von uns Frauen,
sichtbarer zu machen.“

Vanessa-Diana Wegerer

Wie Klischees und Vorurteile das Selbstbild der Frau zerstören

VON VANESSA-DIANA WEGERER.

„Hab keine Angst vor der Perfektion – du wirst sie nie erreichen.“ Diese Aussage des spanischen Malers und Bildhauers Salvador Dalí (1904–1989) finde ich sehr treffend. Gerade mit dem Aussehen unseres eigenen Körpers sind wir Frauen meist am strengsten. Unsere Körper sind aber genauso vielfältig wie wir. Und das ist gut so! Wichtig ist es, seinen Körper zu kennen und zufrieden mit ihm zu sein. Zufriedenheit trägt nämlich einen entscheidenden Teil zu unserer psychischen Gesundheit bei.

Zu oft kritisieren wir unseren Körper oder zumindest einzelne Stellen davon oder fühlen uns verunsichert. Jedoch machen gerade diese körperlichen Unterschiede jeden von uns individuell. Warum dann also uns und andere kritisieren?

Nicht hilfreich, um unsere Zufriedenheit mit unserem eigenen Aussehen zu steigern, sind die unterschiedlichen Klischees, welche oft mit Körperformen einhergehen. Ein bekanntes Beispiel ist: „Wer schlank ist, ist glücklich.“ Dies ist, wie den meisten bekannt sein sollte, nicht immer eine wahre Aussage.

Jeder Körperbau bringt meiner Meinung nach Vor- und Nachteile mit sich. Um weitere Meinungen einzuholen, habe ich online eine Umfrage zum Thema Körperformen erstellt. Dabei haben 94 Mädchen und Frauen bis 60 Jahre teilgenommen.

Vor- und Nachteile verschiedener Körperformen

96 Prozent der Befragten sehen in bestimmten Körperformen Nachteile. Die-

se Nachteile sind oft bezogen auf fülligere Personen, beispielsweise führen die Teilnehmenden Atemlosigkeit bei Belastung an.

Jedoch kann auch ein schlanker Körperbau einige Nachteile mit sich bringen. Da die Diskussionen zum Thema das oft übersehen, möchte ich, als genetisch bedingt sehr schlanke Person, hier aus eigener Erfahrung ein Beispiel anführen.

Sehr oft kontrolliere ich, ob ich auch genügend gegessen habe, beziehungsweise ob ich einen Müsliriegel oder eine andere Kleinigkeit mit habe, falls der Kreislauf kippt. Das ist leider relevant, da es (sehr) schlanken Körpern meist einfach nicht möglich ist, Reserven anzulegen.

Klischees und bestimmte „Symptome“ treffen aber natürlich nicht auf jeden zu. Selbst mit ähnlichen Körperformen können unterschiedliche Beschwerden auftreten. Wichtig ist es, zwischen wirklichen Nachteilen eines Körperbaus und bloßen Vorurteilen unterscheiden zu können. Sämtliche extremen Körperformen können (ernsthafte) Gesundheitsrisiken bergen. Dessen sollten wir uns bewusst sein.

Verantwortung für den eigenen Körper

In meiner Umfrage bot ich den teilnehmenden Frauen an, einen Aspekt einzubringen, der ihnen besonders am Herzen liegt. Viele von ihnen führten folgende Aussage an: Jeder Körper sei perfekt und niemand könne etwas für seinen Körper.

Die Erbanlagen können wir uns nicht aussuchen. Jedoch kann und sollte jeder Mensch etwas für seinen Körper tun. Denn egal welche Gene man ver-

erbt bekommen hat, es hat jede und jeder selbst in der Hand, das Beste aus seinem Körper zu holen und ihn gesund zu halten.

Den Teilnehmerinnen der Umfrage war noch ein anderer Punkt wichtig. Körperformen, die nicht gängigen Schönheitsidealen entsprechen, erlitten oft eine ungerechte Behandlung in der Gesellschaft. Zudem hätten Frauen oft das Gefühl, es niemandem recht machen zu können. Unabhängig vom Aussehen.

Ein weiteres Ergebnis der Umfrage war der Wunsch, sich intensiver mit dem Thema des Körperbildes und mit den dazu gehörigen Vorurteilen zu beschäftigen. Nur so lasse sich eine Lösung erzielen.

Wir sind alle unterschiedlich und wir müssen uns alle mit verschiedenen körperbezogenen Themen auseinandersetzen. Es geht jedem von uns ähnlich. Das einzig Entscheidende am Ende des Tages ist, seinen Körper zu akzeptieren, wertzuschätzen und ihn zu pflegen.

Vanessa-Diana Wegerer ist 16 Jahre alt und besucht die 3. Klasse der BAfEP in Vöcklabruck. In ihrer Freizeit liest sie gerne und ist sportlich aktiv. Besonders Wandern und Langlaufen begeistern sie. Bewegung in der Natur ist für sie ein wichtiger Ausgleich zum Schulalltag.

FRAUEN IN DEN MEDIEN



„Frauen sind nicht gleichberechtigt.

Und das werden sie auch nie sein, wenn

wir das Patriarchat nicht abschaffen.“

Emmarosa Zachl

Versteckter Sexismus: Der „Male Gaze“ in Filmen

VON EMMAROSA ZACHL

Die Kamera fährt über Beine, Bauch und Gesicht. Mikaela Banes, eine von Schauspielerin Megan Fox gespielte Figur, lehnt sich im ersten „Transformers“-Film (2007) über einen geöffneten Automotor. Sam Witwicky, eine weitere Figur im Film, gespielt von Shia LaBeouf, wirft zweideutige Kommentare ein. Mikaela ist die Beobachtete, nicht die handelnde Figur. Die Szene wirkt harmlos, doch sie zeigt ein deutliches Beispiel des „Male Gaze“, des „männlichen Blicks“. Dieser stellt Frauen als Objekte der Begierde dar, Männer als aktive Subjekte. Blick, Macht und Aktion liegen bei ihnen.

Die Rolle der Frau besteht dabei darin, von Männern angesehen zu werden. Dementsprechend sind es nicht sie, die im Film Entscheidungen treffen und

die Handlung vorantreiben, das tun die männlichen Protagonisten.

Ursprung des Begriffs „Male Gaze“

Geprägt hat den Begriff die britische Filmtheoretikerin Laura Mulvey 1975, mit ihrem Essay „Visual Pleasure and Narrative Cinema“. Sie beschreibt darin Filme als System visueller Macht.

Der „Male Gaze“ dominiert die Filmwelt seit ihren Anfängen. Das Aussehen, Handeln und die Charaktereigenschaften von weiblichen Filmcharakteren entspricht vor allem den Sehgewohnheiten, Fantasien und Wunschvorstellungen weißer, heterosexueller, cisgeschlechtlicher Männer. Doch der „Male Gaze“ ist aktueller denn je. Durch Streaminganbieter wie Netflix, aktuelle Blockbuster und auch Social Media sind sexistische

Darstellungen von Frauen immer noch Teil unseres Alltags.

Dabei muss der „Male Gaze“ nicht offensichtlich auftreten, vielmehr ist er auf subtile Weise tief in der Filmwelt verankert. Beispielsweise verweilt die Kamera auf knapper Kleidung, sie erotisiert alltägliche Bewegungen wie bücken oder greifen und der Schnitt zeigt Frauen gerne in Slow Motion. Selbst die Beleuchtung geht mit Frauen im Film anders um als mit Männern, um sie jünger, weicher und lieblicher wirken zu lassen. Kommentare oder Reaktionen der männlichen Figuren verstärken die Sexualisierung. Der weibliche Körper existiert vor allem für den Blick der männlichen Zuschauer und der Männer im Film.

Mulveys Essay inspirierte alternative Perspektiven. Der „Female Gaze“ ist eine davon. Dieser verschiebt Macht und Aufmerksamkeit. Er konzentriert sich dabei nicht auf die oberflächliche Zurschaustellung von Frauen, sondern auf Emotionen, Intimität und innere Wahrnehmung. So etwa zeigt der Film „LITTLE WOMEN“ (2019) von Regisseurin Greta Gerwig diese Perspektive eindrucksvoll, indem er Frauen mit ihren Beziehungen, Entscheidungen und inneren Konflikten sichtbar macht.

Allerdings setzt sich weiterhin in aktuellen Blockbustern der „Male Gaze“ durch. Zum Beispiel im Film „Avengers: Endgame“ (2019) verharrt die Kamera länger als nötig auf dem Körper der Figur Black Widow, einer Superheldin aus dem Marvel-Universum. Auch die James-Bond-Filme sexualisieren weibliche Charaktere und zeigen sie oft nicht als gleichwertig handelnde Figuren.

Der „Male Gaze“ geht von einer Filmwelt aus, in der Geschlechter klar in „männlich“ und „weiblich“ eingeteilt sind und männliche Perspektiven allgemeingültig sind. Laut Laura Mulvey können

wir nicht anders, als uns mit den Figuren in Filmen zu identifizieren und somit Protagonistinnen mit dem „Male Gaze“ zu betrachten.

Kritik und neue Sichtweisen

An diesem Konzept gibt es allerdings auch seit den 1990er-Jahren Kritik, etwa von Gloria Meynen, Leiterin der Abteilung Medientheorien an der Kunstuniversität Linz: „Queere, non-binäre, schwarze Menschen oder auch jene aus dem autistischen Spektrum, um nur einige zu nennen, können sich gar nicht mit den heteronormen, weißen Menschen des Hollywood-Kinos identifizieren, die Mulvey als Beispiel dienen: Sie finden keine Ähnlichkeit mit den Figuren, nehmen die Leinwand nicht als Spiegel ihrer selbst wahr.“

Die oben beschriebene Szene aus „Transformers“ ist ein gutes Beispiel dafür, wie viel Macht ein Blick hat. Schon wenige Sekunden offenbaren, wie tief der „Male Gaze“ verankert ist. Wenn sich der Blick allerdings verschiebt, zeigen sich deutliche Strukturen, die zu hinterfragen sind.

Kino zeigt Geschichten, prägt Wahrnehmung und steuert, wie wir Rollen sehen und erleben. Gloria Meynen fasst es zusammen: „Wir können auf den „Male Gaze“ mit eigenen Blicken antworten. Wir blicken zurück, wenn wir nicht nur voyeuristisch konsumieren, sondern eine kritische Haltung gegenüber dem ‚Male Gaze‘ entwickeln.“

Emmarosa Zachl ist 16 Jahre alt, lebt in Linz und besucht die ROSE Linz, wo sie derzeit ihr 10. Schuljahr absolviert. In ihrer Freizeit liest sie gerne, interessiert sich für Musik und Filme und strickt als kreativen Ausgleich.



„Wer kann Veränderung verlangen, wenn er selbst nichts für diese Veränderung tut?“

Selma Güzel

Haupttäter Mann, Mittäter Gesellschaft: Wie mediale Berichterstattung Gewalttaten verherrlicht

VON SELMA GÜZEL.

Gisele Pelicot. Ein Fall, der im vergangenen Jahr um die Welt ging. Eine der schockierendsten Vergewaltigungstaten seit Langem. Der Täter? Ein Familienvater und Ehemann, von dem es keiner erwartet hätte. Gerade dieses unerwartete Täterprofil legt offen, wie sehr mediale Narrative unsere Vorstellung von Tätern prägen und damit auch den gesellschaftlichen Umgang mit sexueller Gewalt und Femiziden beeinflussen.

Statistiken erschüttern

Dieser Fall ist keine Ausnahme. Allein im vergangenen Jahr erfassten die Behörden 1.355 Vergewaltigungen in

Österreich, die Dunkelziffer ist dabei schwer abzuschätzen. Doch nicht nur die Zahl der sexuellen Übergriffe ist erschreckend hoch.

2020 wurden in Österreich 23 Frauen getötet. Nicht wegen eines bestimmten Motivs wie Habgier bei einem Raubüberfall. Einzig und allein, weil sie Frauen waren. Die Studienlage zeigt eindeutig, Frauen müssen weder am meisten vor der unbekannten Person in der Straßenbahn noch vor dem Mann auf dem unbeleuchteten Weg Angst haben. Frauen müssen vor den Männern Angst haben, die sie am besten zu kennen glauben. Vor ihren Verwandten, ihrem Ex-Mann, ihrem Ehemann.

Zwar spricht die Gesellschaft in den letzten Jahren sehr viel mehr über die-

ses Thema, jedoch halten sich Vorurteile und Tabus, die die Betroffenen belasten und auch die Taten verharmlosen. Fragen wie „Was hattest du denn an?“, „Hast du ihn provoziert?“ und der Umgang der Medien mit diesem Thema spielen die Taten herunter und schieben die Schuld den Frauen zu.

Diese bewusste oder unbewusste Verharmlosung der Fälle prägt den Blick der Gesellschaft auf das Thema Gewalt gegen Frauen. Das Problem dabei? Medien haben durch ihre Berichterstattung einen Einfluss darauf, wie die Gesellschaft Themen aufarbeitet und bewertet.

Einseitige Narrative

Erfolgt diese Berichterstattung nun einseitig oder ist sie geprägt von sexistischen und patriarchalen Mustern, betrachten auch Leser*innen die berichteten Taten als harmloser, als sie eigentlich sind. Zu demselben Ergebnis kommt auch eine Studie des Frauennotrufs München aus dem Jahr 2021.

Ebenfalls ein relevanter Punkt ist die Unterrepräsentation in den Medien von bestimmten Formen von Gewalt oder Betroffenengruppen. Berichten Zeitungen immer nur von einer Betroffenenengruppe, nehmen Leser*innen Frauen weniger ernst, die nicht in dieses Schema passen, wie ältere Frauen oder Frauen mit Beeinträchtigung.

Gleiches gilt für die Täter. Berichten Medien beispielsweise immer nur von Migranten als Täter, besteht die Gefahr, Verdächtige mit österreichischem Hintergrund vorschnell als unschuldig abzutun. Eine Analyse des Mediendienst Integration zeigt, deutsche Leitmedien berichten deutlich überrepräsentiert über Gewalttaten von Personen „ausländischer Herkunft“, verglichen mit

ihrem Anteil an tatsächlichen Straftaten in der polizeilichen Kriminalstatistik.

Lösungsansätze

Doch wie lässt sich dieses Problem lösen? Gesetzesänderungen wie Nur Ja heißt Ja oder die Einführung von Femiziden als eigenständigen Straftatbestand können zu einer Sensibilisierung in der Gesellschaft führen. Außerdem sollten Journalist*innen den Leitfaden für sensible Berichterstattung, wie den der Frauenabteilung der Stadt Wien, befolgen.

Auch Männer können einen wesentlichen Beitrag leisten. Verpflichtende Workshops oder Schulungen bei bereits vorbestraften Männern können ihnen helfen, mit Aggressivität umgehen zu lernen und Wut richtig zu kommunizieren. Allgemein sollten auch junge Burschen von klein auf lernen, Emotionen und Aggressivität auf andere Art als mit Gewalt auszudrücken.

Mit den richtigen, sensiblen Zugängen zu dieser Thematik kann sich viel verändern. Vielleicht müssen Frauen in Zukunft keine Angst mehr vor ihren Freunden und Partnern haben. Vielleicht müssen sie keine Angst mehr haben, alleine im Dunkeln nach Hause zu gehen. Und vielleicht müssen wir alle das Wort Femizid bald nicht mehr verwenden.

Selma Güzel ist 16 Jahre alt und besucht die HTL Wels mit dem Schwerpunkt Chemieingenieurwesen. In ihrer Freizeit liest sie viel, treibt gerne Sport und findet im Kochen sowie Häkeln einen kreativen Ausgleich. Wichtig sind ihr persönliche Weiterentwicklung, Selbstbestimmung und ein kritischer Blick auf gesellschaftliche Themen.

A portrait of a young woman with long, wavy brown hair, smiling at the camera. She is wearing a dark blue top. The background is a dark, horizontally-slatted wooden wall.

„Es ist wichtig, sich selbst zu
akzeptieren und nicht ständig mit
idealisierten Bildern zu vergleichen.“

Jana-Melina Waxenegger

Schönheit im Endlosscrollen

VON JANA-MELINA WAXENEGGER.

Frauenbilder in sozialen Medien wirken stark und erreichen Jugendliche in einer Phase, in der Unsicherheiten schnell zunehmen. Diese Vorbilder zeigen häufig schlanke Körper, glatte Haut und Proportionen, die nur durch Bearbeitung entstehen. Viele Mädchen geraten dadurch in einen stillen Vergleich. Besonders Frauen vergleichen sich häufig mit digitalen Vorbildern und übernehmen deren dargestellte Schönheitsideale.

Umfrage an der Schule

Das zeigt auch eine von mir durchgeführte Umfrage an der Schule Don Bosco in Vöcklabruck. Die meisten Mädchen von circa 300 Teilnehmenden sind zwischen dreizehn und siebzehn Jahre alt und damit besonders empfänglich

für digitale Vorbilder.

Rund 250 der Befragten berichten von einem mulmigen Gefühl im Bauch, wenn sie sich im Spiegel ansehen. Das ist ein Ergebnis der Umfrage. 223 verzichten auf Mahlzeiten, weil sie hoffen, einem Ideal näherzukommen. Solche Entwicklungen können zu Essstörungen führen oder den Blick auf den eigenen Körper dauerhaft verändern.

Erfahrungen aus dem Coaching

Marlene Höllermann arbeitet seit fünf Jahren als Jugendcoach an mittleren und höheren Schulen. Sie begleitet viele Mädchen, die unter diesem Druck leiden. „Ich lerne viele Jugendliche kennen, die unzufrieden mit ihrem Aussehen sind“, sagt sie. Nach der Geburt ihres ersten Kindes fühlte sich auch Höllermann verletztlich. „Ich sah im

Netz Frauen, die kurz nach der Geburt schlank und strahlend wirkten. Ich war müde und unsicher. Diese Bilder haben mich verunsichert.“

In meiner Umfrage zeigen die Antworten ein ähnliches Bild. Viele Mädchen bewerten ihr Körpergefühl als mittelmäßig. Besonders deutlich wirkt dabei der Vergleich mit Frauenbildern aus sozialen Medien. Die Werte liegen überwiegend im oberen Bereich und zeigen, wie präsent diese Vergleiche im Alltag sind. Der Druck bleibt selten unbemerkt. Die Mehrheit der Befragten kennt mindestens eine Person mit Problemen rund um das eigene Körperbild. Einige nennen mehrere. Das zeigt, wie weit dieses Thema in Freundeskreise hineinreicht.

Auch eine Studie von Saferinternet.at bestätigt, wie stark dieser Einfluss bei Mädchen ausgeprägt ist. Viele fühlen sich durch perfekt aussehende Frauen unter Druck gesetzt. Bearbeitete und künstlich erzeugte Bilder verstärken diese Entwicklung zusätzlich. Algorithmen zeigen häufig genau jene Darstellungen, die starke Reaktionen auslösen. Mädchen sehen dadurch ähnliche Frauenbilder immer wieder und entwickeln eine Vorstellung von Schönheit, die sie kaum erreichen können.

Aufklärungen und Selbstfürsorge

Im Coaching setzt Frau Höllermann auf Aufklärung und Selbstfürsorge. Jugendliche sollen verstehen, wie Bilder entstehen und warum sie so wirken. Dieser Blick hinter die Kulissen schafft Raum für neue Perspektiven. „Viele merken erst im Coaching, wie stark sie Inhalte auf Social Media beeinflussen“, sagt Frau Höllermann. „Wir sprechen dann darüber, wie Fotos entstehen und welche Wirkung perfekte Darstellun-

gen auslösen. Ein Reality Check nimmt viel Druck.“ Ein Satz, der in vielen Gesprächen Mut gibt.

Jana-Melina Waxenegger ist 17 Jahre alt und besucht die Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck. In ihrer Freizeit treibt sie viel Sport, wodurch sie sich besonders für das Thema Körperbild interessiert. Ihr sind Ehrlichkeit und gegenseitiger Respekt wichtig. Im Projekt setzt sie sich damit auseinander, wie soziale Medien das Selbstbild junger Menschen beeinflussen.



„Meine Themenwahl erlaubt mir, mein

Hobby zu lesen und mein Interesse für

Popkultur und Feminismus zu verbinden.

Es fasziniert mich, wie Lektüren und Filme

uns, speziell uns Frauen, beeinflussen.“

Lisa Rehrl

Gift fürs Herz

VON LISA REHRL

In Twilight steht der Liebe zwischen einem glitzernden Jungen und einem Mädchen weder sein Uropa-Alter noch seine Vorliebe für ihr Blut im Wege. In Fifty Shades Of Grey beunruhigt die unschuldige Studentin der spezielle Vertrag des undurchdringbaren Millionärs nicht, viel wichtiger ist die Frage: Warum sie? In After hat der „Bad Boy“ in seinen Beziehungen mit College-Mädchen mehrere Wutausbrüche, unter anderem schlägt er in eine Wand, weil er mit seinen Gefühlen nicht umzugehen weiß.

Falsche Vorbilder

Diese Beispiele für Romantikfilme und -bücher haben vieles gemeinsam. Alle zeigen uns ein falsches Bild von Beziehungsdynamiken. Sie wurden vor mehr

als zehn Jahren veröffentlicht, doch sind nach wie vor beliebt. Vor allem durch ihre Verbreitung über Social Media.

Die Filme bzw. Lektüren, die wir konsumieren, beeinflussen uns mehr, als wir denken. Aus psychotherapeutischer Sicht erlangen Romantik-Werke aufgrund ihrer Emotionalität große Beliebtheit. Inhalte wie Nähe, Hoffnung und Zugehörigkeit kommen besonders bei Frauen gut an. Sie fühlen mit bei diesen Werken und identifizieren sich mit einem (meist weiblichen) Charakter. Das kann inspirieren und anregen. Zudem ist bei Frauen die Sehnsucht nach Romantik größer als bei Männern. Frauen sind daher die primäre Zielgruppe.

Das „Bad Boy“-Narrativ

Viele Filme und Bücher reproduzieren das „Bad Boy“-Narrativ. Der „Bad Boy“

zeichnet sich durch Unfreundlichkeit aufgrund seiner vermeintlich komplexen Vergangenheit aus. Das Muster ist immer gleich. Eine Frau verliebt sich in ihn. Das anfängliche Desinteresse entwickelt sich zu einem Zustand, bei dem er nur zu ihr nett ist. Das stößt in ihrem Umfeld auf Unverständnis und sie muss ihre Beziehung permanent rechtfertigen. Das Narrativ verkauft dieses Verhalten als romantisch und die Frau fühlt sich einzigartig, weil sie seine „Retterin“ ist.

Die Frau zeichnet sich durch eine herzliche und teilweise etwas naive Persönlichkeit aus, wie Ava in *Twisted Love* oder Lorelai in *Gilmore Girls*. Oder sie ist „zu gut für diese Welt“ und sehr naiv, wie Tessa in *After*.

Eifersucht und Isolation

Ein weiteres Muster, welche Romantik-Werke oft zeichnen, ist die Eifersucht. Die weibliche Protagonistin hat andere (männliche) Freund*innen, ihrem Partner ist das ein Dorn im Auge. In *Twilight* beschädigt Edward Bellas Auto, damit diese nicht mehr ihren besten Freund Jakob besuchen kann. Christian Grey stellt einen Vertrag auf, der Ana verbietet, ihre Beziehung mit anderen zu besprechen.

Solche Verhaltensweisen führen zu Isolation. Die Protagonistin bespricht die Beziehung nicht mit ihren Freund*innen. Das könnte zu einer kritischen Selbstanalyse führen. Also vernachlässigt sie die sozialen Kontakte komplett. Fazit: Die Beziehung zum Bad Boy isoliert sie Stück für Stück von der Außenwelt.

Missbrauch als „Liebe“

Die Annahme, Liebe sei das Ziel und der Weg dorthin hart, zeigt sich in Su-

icide Squad. Der Joker schockt Harley Quinns Gehirn, bindet sie an einen Stuhl und bringt sie dazu, sich in ein Fass voller toxischer Farbe fallen zu lassen, um ihre Liebe zu beweisen. Sie liebt ihn bedingungslos.

Fiktion und Realität auseinanderzuhalten, fällt Frauen besonders in missbräuchlichen Beziehungen oft schwer. Sie sind gefährdet, ihre Beziehung mit derartigen Filmen zu rechtfertigen. Sie wollen glauben, ihre Partner ändern sich irgendwann. Zu dieser Schlussfolgerung gelangt Emma-Marie Smith, eine britische Schriftstellerin, in ihrem Artikel „Movies Romanticize Abuse Against Women: What’s the Danger?“. Smith ist spezialisiert auf Missbrauch in Beziehungen und war selbst Opfer einer toxischen Beziehung.

Gerade durch Filme wie *After* und *Twilight* erkennen Frauen in missbräuchlichen Beziehungen die Warnsignale nicht. Besonders junge Frauen und Mädchen sind gefährdet. Sie wachsen mit einem falschen Rollenbild auf, das sie noch nicht hinterfragen.

Prinzipiell spricht nichts dagegen, sich diese Filme anzusehen oder diese Bücher zu lesen. Es ist jedoch wichtig, den Inhalt zu hinterfragen und kritisch zu betrachten.

Lisa Rehl ist 15 Jahre alt und besucht das BG Vöcklabruck. In ihrer Freizeit liest sie besonders gerne Romance-Bücher, tanzt leidenschaftlich und interessiert sich für gesellschaftliche Themen.



„Body Positivity und Body Neutrality

sollen den Stand als ‚Tabuthema‘

verlieren und offener behandelt werden.“

Marie Kraus

Wahre Schönheit: Warum Body Positivity und Body Neutrality wichtig sind

VON MARIE KRAUS.

„Bin ich zu dick?“, „Was werden die Leute sagen?“, „Bin ich schön genug?“ – Tag für Tag stellen sich weltweit Frauen diese und ähnliche Fragen. Unsere Gesellschaft reduziert Frauen stets auf ihr Äußeres und ihren Körper. Doch es gibt zwei Gegenbewegungen. Sie nennen sich auf Englisch Body Positivity und Body Neutrality. Wie können diese Initiativen die Denkweise von Menschen ändern und was können diese bewirken?

Wenn Bilder lügen: Social Media und unrealistische Schönheitsideale

Social Media vermittelt Frauen ein verfälschtes Körperbild. Viele vergleichen

sich mit Schönheitsidealen, die nicht der Realität entsprechen. Dadurch zweifeln viele an ihrem Aussehen. Außerdem stellen sie unrealistische Ansprüche an sich selbst. Die Body-Positivity-Bewegung steuert diesen Tatsachen entgegen. Sie kämpft für die Durchsetzung von Akzeptanz jeglicher Körperbilder. Body Positivity setzt ein Zeichen, jeden Körper mit Respekt zu behandeln. Niemand sollte jemanden wegen seines Aussehens verurteilen.

Ein weniger bekanntes Konzept ist Body Neutrality. Diese Bewegung legt den Fokus nicht auf das äußere Erscheinungsbild, sondern auf die Funktionen des Körpers. Statt den Körper ständig zu bewerten, steht die Wertschätzung dessen im Vordergrund, was er leisten kann. Dankbarkeit für die eigenen Fä-

higkeiten zu empfinden, spielt dabei eine zentrale Rolle. Der Schwerpunkt liegt auf Gesundheit und Wohlbefinden, nicht auf Schönheitsidealen. Body Neutrality kann dabei helfen, bestimmte körperliche Eigenschaften wertfrei zu akzeptieren, etwa bei Menschen mit körperlichen Einschränkungen wie Rollstuhlfahrer*innen, blinden oder hörgeschädigten Personen.

Eine Studie aus dem Jahr 2014 vom Bundesministerium für Gesundheit und Frauen, durchgeführt mit 5000 Teilnehmer*innen an 43 Schulen, zeigt ein eindeutiges Ergebnis. Viele reduzieren schon früh junge Mädchen auf ihr Körperbild. Dies geschieht schon im Alter von 14 Jahren oder jünger. Die meisten von ihnen befinden sich nicht einmal in der Pubertät. Mögliche Folgen sind gesundheitsschädliches Verhalten, dem viele Betroffene bereits früh nachgehen. Laut der laufenden Recherche machen viele Jugendliche auch nicht altersgemäße Erfahrungen wie Alkoholkonsum, Tabakkonsum und sexuelle Erfahrungen.

Eine zweiwöchige Umfrage im Bekanntenkreis ergibt einen Überblick über die Sichtweise der Teilnehmer*innen. 19 der 25 Beteiligten können mit den Begriffen Body Positivity und Body Neutrality nichts anfangen. Dies zeigt, die Gesellschaft erkennt dieses Tabuthema seit Jahren immer noch nicht an. Laut der Befragung sind außerdem 75 Prozent der Umfrageteilnehmer*innen nicht zufrieden mit dem Aussehen ihres eigenen Körpers.

Wie wir ein positives Körperbild fördern können

Wir müssen als Gesellschaft eine Lösung für die Probleme finden. Ziel ist es, ein positives Körperbild zu vermitteln

und dadurch Diskriminierung zu reduzieren. Body Positivity ist ein möglicher Anfang. Außerdem ist eine weitere Idee, die eigene Social-Media-Nutzung zu reduzieren, um sich nicht konstant mit verfälschten Bildern von Frauen zu vergleichen.

Das sind kleine bedeutende Schritte in eine bessere Zukunft, in der Frauen so aussehen können, wie sie sich wohlfühlen. Viele meiner Befragten haben einfallsreiche Denkanstöße eingebracht, zum Beispiel Sarah (Name geändert): „Wichtig ist, sich selbst zu akzeptieren. Sich weniger mit Models oder Influencerinnen auf Social Media vergleichen. Denn kein Körper ist perfekt und die Gesundheit steht an erster Stelle.“

Ein Nein zu anderen ist ein Ja zu uns selbst

Es ist wichtig, den eigenen Körper zu akzeptieren und sich selbst zu lieben. Sich keinen Kopf über die Meinungen anderer zu machen. Sich nicht mit anderen zu vergleichen, da jeder eine eigene Vorstellung von Schönheit hat. Body Positivity und Body Neutrality als Konzepte allein können nichts in unserer Gesellschaft verändern, doch gemeinsam können wir etwas bezwecken und gegen die unnötigen Schönheitsideale ankämpfen. Bei Wohlbefinden bleiben Schönheitsnormen unbedeutend und im Hintergrund.

Marie Kraus ist 16 Jahre alt, lebt in Attang-Puchheim und besucht die Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck. Sie möchte Kindergartenpädagogin werden und engagiert sich seit ihrem siebten Lebensjahr beim Jugend-Rot-Kreuz. In ihrer Freizeit singt sie gerne, hört Musik und verbringt viel Zeit mit Freunden.



„Ich möchte in einer Welt leben,
in der mein Geschlecht
keine Grenzen setzt.“

Marlene Grubinger

Schön, perfekt, verkauft: Wie Werbung Körpernormen bestimmt

VON MARLENE GRUBINGER.

Eine Limonadenwerbung zeigt eine schlanke, makellose Frau im Bikini von hinten gefilmt ins Wasser gehen. Diese hält die Limonadenflasche in der Hand, welche beim Filmen auf einer Höhe mit dem Hinterteil der Frau zu sehen ist. Das Bild wechselt zu einem Mann, der der Frau hinterherpfeift, daraufhin dreht sich die Frau um und rennt zu ihrem Mann und Kindern. Nun filmt die Kamera die Frau von unten nach oben und fokussiert ihre Lippen, während sie trinkt. Als sie ihren Kopf in Richtung Kamera dreht, sieht der Zuseher ihr perfektes, faltenfreies Muttergesicht. Als Schlusszene steht das Getränk vorne in der Ecke und im Hintergrund sitzt wieder die Frau im Bikini.

Warum ist die Darstellung von Frauen in der Werbung in den vergangenen Jahren ein stark diskutiertes Thema?

Um zu untersuchen, wie verschiedene Altersgruppen diese Darstellungen wahrnehmen, habe ich Frauen aus drei Generationen zu der oben angeführten Werbung befragt. Auf die Frage „Welche Auswirkung hat die Werbung auf dich?“, äußerte eine 68-jährige Frau ihre Gedanken: „Gibt es nur schlanke Frauenmodels für Werbungen? Warum werden sie dargestellt wie ein billiges Objekt? Wieso geht es in der Werbung mehr um die Frau als um das Getränk?“ Eine Frau Mitte vierzig antwortete auf dieselben Frage: „Es wird gezeigt, dass man Mutter sein kann und einen perfekten Körper haben kann. Auch der Ehemann zeigt sein Interesse an der Frau, und die Kinder finden dies großartig.“

Während zwei Drittel der Interviewten angegeben haben, Werbung wür-

de ihre Wahrnehmung des eigenen Körpers negativ beeinflussen und sie unwohl fühlen lassen, meinen die anderen, sie würden sich davon kaum persönlich betroffen fühlen. Insgesamt verdeutlichen die Interviews, wie sehr Frauenbilder in der Werbung immer noch Mädchen und Frauen beeinflussen. Sie sind deshalb weiterhin zu hinterfragen.

„Werbung schafft eine Welt, in der Frauen ständig das Gefühl bekommen, nicht gut genug zu sein“, sagt die amerikanische Erzieherin Jean Kilbourne in ihrem Buch „Killing us softly“. Schlank, makellos und immer gut gestylt, egal ob es zur Realität passt oder nicht. Wenn Frauen und Mädchen solche Werbungen sehen, stellen sie sich vor den Spiegel, vergleichen sich und fragen sich: Wie kann ich auch so aussehen? Vielfalt spielt im Frauenbild der Werbung keine Rolle. Trotz Body Positivity und Diversität fällt die endgültige Entscheidung selten auf Curvy Models oder auf Women of Colour. Derartige Darstellungen können deshalb langfristig das Selbstbild verzerren.

Tricks der Werbebilder

Wie tragen Werbungen dazu bei, unrealistische Schönheitsnormen aufrechtzuerhalten? Durch Photoshop, KI und Filter bearbeiten Mediengestalter*innen Bilder von Frauen, um sie jederzeit unrealistisch perfekt aussehen zu lassen. Fast nie entscheiden sich Werbeverantwortliche für ältere Frauen oder Frauen mit sichtbaren Narben, Dehnungsstreifen oder Cellulite. Durch dieses sich wiederholende Frauenbild in Werbungen, auf Plakaten oder in Magazinen entsteht in der Gesellschaft ein einseitiges Schönheitsideal, welches

Vielfalt und Natürlichkeit selten zulässt.

Dem zugrunde liegt der „Male Gaze“, was in der feministischen Kritik bedeutet, der Blickwinkel der Kamera simuliert den männlichen Blick. „Frauen werden als Lustobjekt präsentiert und auf ihren Körper reduziert“, heißt es in einem Bericht der deutschen Friedrich-Ebert-Stiftung vom Oktober 2019. Frauen in der Werbung treten häufig nicht als handelnde Personen, sondern eher als Objekt auf. Die Werbebilder stellen Frauen oft im Liegen dar und reduzieren sie auf Körperteile wie Brüste, Lippen und Beine. So sollen vor allem männliche Zuseher angesprochen werden, wodurch sich das vorgestellte Produkt besser verkauft. Produkte vermarkten sich dabei über sexuelle Attraktivität, nicht über ihren Nutzen.

Beispiel Sydney Sweeney

Ein aktuelles Beispiel für die Reproduktion klassischer Schönheitsnormen ist die Werbekampagne von American Eagle mit der Schauspielerin Sydney Sweeney. Der Spot inszeniert sie in engen Jeans und körperbetonten Einstellungen, wobei der Fokus stark auf ihrem Aussehen und ihrer Attraktivität liegt. Obwohl American Eagle sich nach außen als jugendliche und inklusive Marke präsentiert, bedient die Kampagne ein sehr traditionelles Schönheitsideal: jung, schlank, weiß und makellos. Kritiker*innen bemängelten, die Kampagne nutze Sydney Sweeneys Körper dabei stärker als Blickfang als ihre Persönlichkeit oder Individualität. Die Werbung folgt damit den bekannten Mustern des „Male Gaze“. Die Werbekampagne mit Sydney Sweeney und American Eagle wurde im Juli 2025 veröffentlicht und zeigt, wie auch moderne Marken weiterhin auf normierte Schönheitsbilder

setzen und damit zur Festigung unrealistischer Körperideale beitragen, anstatt Vielfalt sichtbar zu machen.

Zusammengefasst tragen Bildbearbeitung, Auswahl der Models und der „Male Gaze“ dazu bei, gewisse Körperbilder zu reproduzieren. Diese Darstellungsweisen beeinflussen die Wahrnehmung von Weiblichkeit und prägen gesellschaftliche Vorstellungen von Schönheit, ohne dabei die gesamte Vielfalt realer Frauen abzubilden. Was würde sich verändern, würde Werbung nicht länger Perfektion verkaufen, sondern echte Unterschiede, echte Körper und echte Individualität zeigen, und welchen Einfluss hätte das auf das Selbstbild von Frauen und Mädchen?

Marlene Grubinger ist 17 Jahre alt, kommt aus Vöcklamarkt und besucht die BAFEP der Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck. In ihrer Freizeit verbringt sie gerne Zeit mit Freunden. In ihrem Beitrag setzt sie sich mit der Darstellung von Frauen in der Werbung auseinander.

A portrait of a young woman with long, dark hair, wearing a dark purple top, looking directly at the camera. The background is a dark, wood-paneled wall.

„Gott beruft,

bevor Menschen ordnen.“

Rut Negoita

Frauen in der Bibel und ihre übersehene Stärke

VON RUT NEGOITA.

„Die Frau soll in der Gemeinde schweigen.“ Menschen reißen kaum einen anderen Bibelvers so häufig aus dem Zusammenhang. Dieser Vers stammt aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an Timotheus. Über Jahrhunderte hinweg legten kirchliche Autoritäten ihn so aus: Frauen sind grundsätzlich vom Lehren ausgeschlossen.

Deborah: Richterin und Prophetin

Für Außenstehende klingt dieser Satz nach Unterordnung und Einschränkung. Doch wer genauer hinsieht, entdeckt eine vielschichtige Geschichte: Frauen spielen in der Bibel eine weit aktivere, einflussreichere und mutigere Rolle, als wir oft annehmen.

Ein Beispiel dafür ist Deborah. Im Alten Testament tritt sie als erste Frau hervor, die als Richterin über Israel wirkt und politische wie geistliche Verantwortung übernimmt. Sie lebt in einer Zeit, in der Israel unter politischer Instabilität, inneren Konflikten und der Bedrohung durch feindliche Völker leidet. Viele Männer zögern, Führungsaufgaben zu übernehmen, und deshalb übernimmt sie diese Rolle selbst.

Laut dem Alten Testament ernannte Gott Deborah zur Prophetin. Dabei verfügt sie über besondere geistliche Autorität, das heißt: Sie gilt als Sprachrohr Gottes, Menschen nehmen sie ernst und suchen sie auf, wenn sie Orientierung brauchen. Trotz der gesellschaftlichen Einschränkungen ihrer Epoche gelingt es ihr, aufzusteigen. Deborah handelt nicht aus Ehrgeiz oder ideolo-

gischem Antrieb, sondern aus Pflichtgefühl gegenüber ihrem Volk, aus religiöser Überzeugung und weil es an verantwortungsvoller männlicher Führung fehlt.

Frauen im Neuen Testament

Auch im Neuen Testament verkünden, leiten und lehren Frauen. Sie nehmen in den Lehren Jesu Christi einen wichtigen Platz ein. Jesus begegnet ihnen mit Respekt und Würde. Dabei widersetzt er sich oft den gesellschaftlichen und kulturellen Normen seiner Zeit.

Priscilla (auch Priszilla genannt) spielt ebenfalls eine bedeutsame Rolle im Neuen Testament und ist ein starkes Beispiel für weibliche Mitarbeit in der frühen Kirche. Priscilla und ihr Mann Aquila arbeiten als Zeltmacher und gehören zu den engen Mitarbeitern des Apostels Paulus. Später treffen sie in Korinth auf Apollos, einen begabten Prediger, der jedoch nur wenig über das Evangelium weiß. Priscilla und Aquila erklären ihm gemeinsam „Gottes Wort“ genauer. Das bedeutet: Priscilla unterrichtet einen gebildeten, männlichen Prediger öffentlich und auf Augenhöhe.

Kontext von Paulus' Aussage

Paulus Briefe beziehen sich auf konkrete Probleme in bestimmten Gemeinden. Zu dieser Zeit ist die Stadt Ephesus stark vom Artemis-Kult geprägt. Dadurch fällt es Timotheus nicht leicht, die Gemeinde zu leiten. Denn dort haben Frauen religiösen Einfluss, viele von ihnen sind jedoch kaum ausgebildet. Einige übernehmen in der jungen christlichen Gemeinde Lehrfunktionen, ohne über ausreichende

theologische Kenntnisse zu verfügen. Darauf reagiert Paulus auf diese Situation mit dem Satz: „Ich erlaube der Frau nicht zu lehren“ (1 Tim 2,12). Er formuliert damit keine allgemeingültige Regel für alle Zeiten, sondern greift ein konkretes Problem in einer konkreten Gemeinde auf.

Seine Aussage richtet sich nicht gegen Frauen an sich, sondern gegen ungeordnete Lehre und fehlende Ausbildung. „Heutzutage haben Frauen eine Ausbildung und im besten Fall auch die Begabung dazu, deshalb ist es auch angemessen, Frauen predigen zu lassen“, sagt Zubot Esther, freikirchliche Religionslehrerin. Außerdem lässt Paulus Frauen öffentlich beten und prophetisch reden (1 Kor 11,5). Das wäre unmöglich, wenn absolutes Schweigen gemeint wäre.

Die Rolle der Frau ist in der Bibel oft verkürzt und einseitig dargestellt. Frauen sollen sich nicht grundsätzlich unterordnen und dabei schweigen, das ist nicht die zentrale Aussage. Frauen sind Teil der Verkündigung, der Lehre und der geistlichen Leitung. Die Bibel fordert Frauen deshalb nicht dazu auf, unsichtbar oder stumm zu sein, sondern dazu, ihre Stimme so verantwortungsvoll und bewusst einzusetzen wie Männer.

Rut Negoita ist 17 Jahre alt und lebt in Attnang-Puchheim. In ihrer Freizeit betreibt sie gerne Sport, spielt Geige sowie Klavier und beschäftigt sich mit kreativen Werken. Mit ihrem Artikel möchte sie auf ein Thema aufmerksam machen, das in der Gesellschaft zu wenig Beachtung findet.



„Aufgrund meiner Absicht, ein
Bewusstsein für die gesellschaftlichen
Anforderungen an Frauen zu schaffen,
habe ich mich dazu entschieden bei
diesem Projekt mitzumachen.“

Valerie Berger

Depressionen und Essstörungen: Die Auswirkungen der ästhetischen Ideale in den sozialen Medien auf Frauen

VON VALERIE BERGER.

Auf Instagram, TikTok oder YouTube wiederholen sich ständig die gleichen Bilder von Frauen, schlank, makellos und selbstbewusst. Diese Darstellungen spiegeln gesellschaftliche Ideale wider, die für die meisten Menschen unerreichbar bleiben. Social Media verstärkt diese Bilder und beeinflusst damit, wie Frauen sich selbst sehen und wie andere sie wahrnehmen. Die Plattformen sind Spiegel gesellschaftlicher Vorstellungen über Schönheit und Erfolg.

Bewusst ist das aber den wenigsten Mädchen und Frauen. Sie eifern diesen falschen Idealen blindlings nach. Besonders leicht lassen sich junge Frauen verunsichern. Das kann zu mangelndem

Selbstbewusstsein bis hin zu Depressionen führen.

Alarmierende Zahlen zu psychischen Erkrankungen

Laut einer aktuellen Studie der Stiftung Deutsche Depressionshilfe und Suizidprävention leiden etwa drei bis zehn Prozent aller Jugendlichen zwischen dem 12. und 17. Lebensjahr an einer Depression. Bei insgesamt sogar 21,9 Prozent der Jugendlichen im Alter von 11 bis 17 Jahren, die den „SCOFF-Fragebogen“ im Rahmen von „KiGGS“ schriftlich beantwortet haben, finden sich Hinweise auf ein gestörtes Essverhalten. Erschreckenderweise steigen diese Prozentsätze stetig an, was sich auf die vermehrte

Nutzung der sozialen Netzwerke zurückführen lässt.

Das Augenmerk sollte in Hinsicht auf die mentale Gesundheit vor allem auf Mädchen und Frauen liegen, da die gesellschaftlichen Anforderungen an das weibliche Geschlecht meist höher sind als an das männliche. Überwiegend sind es männliche Persönlichkeiten, die sich erlauben, über Frauen zu urteilen und unerreichbare Maßstäbe zu setzen.

Diese Maßstäbe führen neben Depressionen bis hin zu Suizidgefahr auch zu Essstörungen und selbstverletzendem Verhalten. Viele junge Menschen, besonders Frauen, sind von diesen psychischen Erkrankungen betroffen oder haben schon einmal Erfahrungen in diesen Bereichen gemacht. Dies belegt auch eine Studie der Med-Uni Wien, der zufolge sich 25 bis 35 Prozent der Jugendlichen, meist zwischen dem 15. und 16. Lebensjahr, ritzen, wobei der Frauenanteil deutlich größer ist.

Social Media triggert dieses Verhalten zudem verstärkt. Das bestätigt wiederum eine aktuelle Studie des Forschungsteams um den Psychiater John Torous von der US-Universität Harvard. Aus dieser geht hervor, wie rasch sich Angstsymptome, Depressionen und Schlafprobleme bei jungen Erwachsenen verringern, wenn sie für eine Woche fast gänzlich auf soziale Netzwerke verzichten.

Gefährliche Körperideale

Besonders bedenklich sind Schönheitsideale auf TikTok und Instagram, da sie oft nur „Trends“ sind, die sich ununterbrochen verändern. Auf TikTok gibt es beispielsweise die Unterordnung „#skinnytok“, in der sich alles um sehr schlanke und teilweise besorgniserregende Körper dreht. Um diese Körper zu erlan-

gen, setzen Menschen auf schädliche Strategien wie Hungern, Erbrechen und Schönheitsoperationen.

„Menschen, die den Schönheitsidealen entsprechen, haben es im Leben leichter“, sagt Christina Ritter, Sportprofessorin an der HLW Braunau, die sich gegen Gewalt an Frauen einsetzt. Auch auf Ihren Accounts häuft sich Werbung zu den Themen Abnehmen und Schönheitsoperationen an. Umso wichtiger ist es, Schönheitsnormen zu hinterfragen und Vielfalt statt Perfektion zu fördern.

Ein weiterer Faktor besteht in den Anforderungen an Frauen von manchen Männern, welche sie beispielsweise in von ihnen moderierten antifeministischen oder abwertenden Podcasts teilen. Dabei sprechen sie über ihr Idealbild der perfekten Hausfrau, welche sich um den Haushalt sowie die Erziehung der Kinder kümmern sollte. In den Augen dieser Männer gehören Frauen in die Küche, sollten die Finger von angesehenen Berufen mit Karrierechance lassen und spaßige Abende unter Freunden sind ein „No-Go“. Eine sehr konservative Einstellung, die mehr Menschen vertreten als erwartet. Schließlich verbreiten auch Podcasts gesellschaftliche Vorstellungen von Weiblichkeit, in sprachlicher Form. Denn sowohl perfekt inszenierte Bilder als auch abwertende Aussagen schränken das Rollenverständnis von Frauen ein und festigen traditionelle Erwartungen. Social Media erweist sich damit als Spiegel gesellschaftlicher Wertvorstellungen.

Valerie Berger ist 15 Jahre alt, kommt aus Waldzell und besucht die HBLW Ried im Innkreis. In ihrer Freizeit spielt sie Klarinette im Musikverein Waldzell und liest gerne. Kreative und musikalische Aktivitäten sind für sie ein wichtiger Ausgleich zum Schulalltag.



„Wir müssen uns nicht anpassen

oder kleiner machen. Frauen dürfen

laut und sichtbar sein.“

Fiona Katharina Houdek

Der Clean-Girl-Trend: Ein Rückschlag für den Feminismus?

VON FIONA KATHARINA HOUDEK.

Kaum ein Trend hat in den sozialen Medien so lange überlebt wie der „Clean Girl“-Look, denn seit 2022 prägt er die Instagram-Startseiten vieler junger Frauen. Der Begriff steht für Bilder von makellosen, schlanken, überwiegend weißen Frauen. Pastellfarbene Outfits beim Pilates, dieselbe Make-up-Routine, schlichte Nägel und reine Haut. Der Auftritt soll rein und gepflegt sein und trotzdem so mühelos wie möglich wirken. Ein Fleck auf der Kleidung oder ein Pickel im Gesicht stören diese Inszenierung. Doch je mehr Frauen diesem Bild nacheifern und damit dieses Schönheitsideal immer bekannter machen, desto dringlicher stellt sich die Frage: Ist das ein Rückschlag für den Feminismus?

Über eine Million Beiträge gibt es zum #cleangirl auf TikTok. Die einzelnen Videos von vor allem weiblichen TikTokerinnen, die zeigen sollen, wie makellose Reinheit aussieht, erreichen mehrere Hunderttausend Aufrufe. Ein Beispiel für so ein Vorbild ist Hailey Rhode Bieber (US-Model und erfolgreiche Beauty-Unternehmerin). Mit ihrer Marke Rhode beeinflusst sie den Trend und bietet Skincare-Produkte an, die genau auf das Clean-Girl-Ideal zugeschnitten sind und sich durch gezieltes Marketing erfolgreich verkaufen. Angetrieben von diesen Influencerinnen und Prominenten verleitet der Trend so auch zu übermäßigem Konsum.

Der Ausdruck „Clean Girl“ an sich vermittelt den Eindruck, es ginge um kleine Mädchen. Dabei sind es erwachsene

Frauen, die dieses Bild vorleben und ihm naheifern. Wer sich als „Clean Girl“ bezeichnet, macht sich selbst kleiner, wenn auch nur unterbewusst. Solche Frauen verstecken sich hinter einem Begriff, der nicht ansatzweise ihre Stärke, ihr Talent und ihre Einzigartigkeit beschreiben kann. Sie wählen freiwillig einen Titel, der eher an Kinder gerichtet scheint. „Clean Girls“ trauen sich nicht, mehr Raum einzunehmen, als ihnen zusteht. Sie halten sich vermehrt zurück.

Ausschluss durch Makellosigkeit

Diese inszenierte Makellosigkeit ist in Wirklichkeit kaum erreichbar. Obwohl die typischen Merkmale für diesen Trend, wie glatt zurückgekämmter Dutt, goldene Hoop-Ohringe und Lipgloss, schon lang die Markenzeichen von schwarzen und Latina-Frauen sind oder es nun eher waren, diskriminiert dieser Trend vor allem Menschen mit dunkler Haut. Er schließt dunkelhäutige Personen und auch Menschen mit breiterem Körperbau aus. Im Optimalfall ist der Körper schlank. Das vermittelt das Ideal von schwächeren und fügsameren Frauen.

Die Idee des Trends ist ein äußeres Erscheinungsbild, mit dem Frauen kein Aufsehen erregen. Bloß nicht zu laut oder zu wild sein, das zerstört das Image. Diese Darstellung erinnert stark an frühere Rollenbilder, die Frauen unterdrückt und diskriminiert haben. An Rollenbilder, gegen die viele mutige Frauen jahrelang gekämpft haben.

Parfums und der subtile Einfluss

Die dreifache Bestseller-Autorin Taralouise Wittwer, auf Instagram @wastarasagt, macht darauf aufmerksam, wie sogar Parfums den Trend umsetzen.

Düfte für Frauen sind leicht, sanft und unaufdringlich geworden, weit entfernt von den rebellischen, selbstbewussten Parfums der 1920er-Jahre, die signalisierten: Diese Frau nimmt Raum ein und macht auf sich aufmerksam. Es fühlt sich fast so an, als würde ein vorerst unschuldig wirkender Trend diesen Kampf für Freiheit jetzt überrollen und zunichtemachen, als gäben Frauen ihre Selbstbestimmung plötzlich selbst her.

Der Trend transportiert eine politische Botschaft, die nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Liegt der Fokus auf dem Erreichen dieses Ideals, können Frauen nicht mehr so stark gegen das Patriarchat vorgehen, weil sie abgelenkt sind. Warum also schaffen Frauen selbst solch einen Trend? Machen sie sich den Fortschritt des Feminismus nun kaputt?

Fiona Katharina Houdek ist 18 Jahre alt und besucht die HTL Perg mit dem Schwerpunkt Informatik. Als Schülerin einer männlich dominierten Fachrichtung setzt sie sich für Selbstbewusstsein, Zusammenhalt und gesellschaftliche Veränderung ein. In ihrer Freizeit treibt sie gerne Sport, besucht Fußballspiele, arbeitet an kreativen Projekten oder verbringt Zeit mit Freunden.

A portrait of a young woman with dark hair tied back, smiling gently. She is wearing a grey crewneck sweater and a thin gold chain necklace with a small circular pendant. The background is a dark, textured wall.

„Jede Stimme hat etwas Wichtiges
zu sagen, egal wer man ist.“

Sejla Dizdarevic

Wie die sozialen Medien oft unbemerkt Frauen sexualisieren

VON SEJLA DIZDAREVIC.

Ich öffne YouTube, um Musik zu hören und meine Stimmung aufzulockern. Nach wenigen Klicks fällt mir ein Muster auf. Zunehmend inszenieren Musikvideos Frauen halbnackt und bewusst anstößig. Kameras verweilen auf Körpern, nicht auf Gesichtern oder Stimmen. Diese Darstellungen entstehen nicht zufällig. Sie vermitteln ein bestimmtes Bild von Weiblichkeit. Frauenkörper erscheinen vor allem als Blickfang. Wie ist es so weit gekommen?

Selbst viele Frauen sagen, die Frauen in den Videos entscheiden sich freiwillig dafür, wobei aber meist ein Drehbuch dahintersteckt, das nicht von ihnen geschrieben worden ist. Frauen

sollen etwas verkörpern, das die Gesellschaft von ihnen verlangt, und zwar ein „Sexobjekt“ zu sein. Das Beispiel des Musikvideos zeigt klar, Frauen sind nur zur Show da. Ob dies bewusst oder ungewollt geschieht, spielt keine Rolle, denn diese Bilder geben unterbewusst Ideale weiter, die nicht nur junge Frauen, sondern auch junge Männer beeinflussen.

Wie Erwartungen Druck erzeugen

Soziale Medien verstärken diese Entwicklung. Plattformen wie YouTube, Instagram oder TikTok bevorzugen Inhalte, die schnell Aufmerksamkeit erzeugen, und leider sind es genau diese Inhalte, die polarisieren. Unrealistische Körperideale, die jeder tagtäglich vor

seinen Augen hat. Besonders dadurch geraten junge Frauen unter Druck, äußerliche Erwartungen zu erfüllen. Der eigene Wert verschiebt sich langsam von innen nach außen. Ihr Charakter, der eigentlich der wichtige Teil ist und der sich zeigen sollte, rückt in den Hintergrund.

Doch was auf dem Bildschirm beginnt, endet nicht dort. Die Bilder ziehen in den Alltag ein. Von der Kleidung einer Frau bis zu Beleidigungen wegen ihres Körpers. Es ist so, als ob sich der TikTok-Feed ins echte Leben schleicht. Bauchfreie T-Shirts im Sommer, knappe Pullover im Winter, das Internet findet immer einen Weg, uns Trends unterzujubeln und uns im gleichen Moment wieder runterzumachen. Kommentare wie: „Kein Wunder, dass du keinen findest, wenn du dich so anziehst“ oder „Sie wollte es ja, hast du nicht gesehen, was sie anhatte?“ kreisen einem im Kopf. Beleidigungen wie Schlampe oder Hure sind mittlerweile schon fest im Sprachgebrauch verankert und niemand merkt es.

Dieser Trend ist gefährlich, da immer jüngere Mädchen betroffen sind. Sie ahmen ihre Lieblings-Influencerinnen nach und mit der Zeit halten sie dieses Verhalten und überhaupt den Drang, sich selbst herzeigen zu müssen, für normal. Menschen im Internet unterschätzen, wie intensiv Kinder fühlen und wie stark sie Kommentare und Videos treffen können. Ein einzelner negativer Kommentar reicht aus, damit ein junges Mädchen sich selbst und seinen Wert hinterfragt.

Minderjährige besonders gefährdet

Mädchen wachsen mit Bildern auf, die ihnen früh vermitteln, wie sie auszuse-

hen haben. Gleichzeitig nehmen auch Jungen diese Darstellungen wahr, wodurch sie lernen, wie sie Frauen betrachten sollen. „Ich erlebe als Mutter und Pädagogin täglich, wie stark diese Bilder wirken“, sagt Merima Dizdarevic, dreifache Mutter und pädagogische Assistentkraft. „Ich halte meine Kinder bewusst von sozialen Medien fern, weil dort Körperbilder Druck erzeugen und ein verzerrtes Bild von Normalität vermitteln. Kinder vergleichen sich oft schon lange, bevor sie ein eigenes Bild von sich entwickeln können.“

Diese Beobachtungen zeigen, wie tief Sexualisierung in den Alltag eingreift. Bilder verschwinden nicht, bloß weil die Bildschirme ausgeschaltet sind. Sie wirken nach. Sie beeinflussen Selbstbilder, Erwartungen und den Umgang miteinander. Die ständige Bewertung von Körpern verändert, wie Frauen sich selbst wahrnehmen.

Die Frage nach Freiwilligkeit greift dabei oft zu kurz. Entscheidungen entstehen nicht nur aus einem selbst heraus, sondern entwickeln sich mit dem sozialen Umfeld. Wer sichtbar sein will, bewegt sich innerhalb bestehender Bilder. Influencerinnen präsentieren bestimmte Körper, Kleidung und Posen, weil genau diese Inhalte Likes und Reichweite erzeugen. Wer etwas anderes macht oder sagt, verschwindet durch den Algorithmus.

Wenn gängige Bilder nicht mehr reichen

Gleichzeitig wächst das Bedürfnis nach anderen Darstellungen. Nach Bildern, die Frauen nicht bewerten, sondern sie zeigen, wie sie sind. Nach Perspektiven, die Vielfalt zulassen und Persönlichkeit sichtbar machen. Solche Räume fehlen

im Alltag häufig, die einem sagen: Du bist genug und deine Meinung zählt, nicht dein Aussehen.

Projekte wie „49 Frauenbilder“ setzen hier bewusst einen Gegenpol. Sie zeigen Frauen als Denkende, Handelnde und Gestaltende. Diese Perspektiven erweitern den Blick und durchbrechen gewohnte Muster. Sie machen sichtbar, was oft übersehen wird.

Wir sollten YouTube wegen der Musik öffnen, nicht wegen der Videos. Trotzdem prägen diese Bilder unbewusst, wie sich Mädchen und Jungen bewegen, kleiden und wahrnehmen, schon weit über den Bildschirm hinaus.

Sejla Dizdarevic ist 17 Jahre alt, kommt ursprünglich vom Balkan und besucht die HTL Braunau im Zweig Bionik. In ihrer Freizeit spielt sie Volleyball, liest gerne und interessiert sich besonders für gesellschaftliche Themen wie den Einfluss von Social Media.

WERTSCHÄTZUNG UND
FRAUENSOLIDARITÄT



„Wegsehen ist keine Option.“

Aufklärung beginnt dort, wo jemand

den Mut hat, hinzuschauen und

darüber zu sprechen.“

Emma Gangl

Wenn Angst den Weg nach Hause bestimmt

VON EMMA GANGL.

Den Schlüssel fest in der Hand, das Herz schlägt schneller als sonst. Jeden Schritt kontrollieren, jeden Schatten im Blick. Für viele Frauen gehört dieses Gefühl zur Realität auf öffentlichen Straßen.

Ich erlebte diese Unsicherheit an einem freien Tag am Stadtplatz in Vöcklabruck. Eine Freundin und ich saßen beim Brunnen, ich las in meinem Buch, wir warteten auf eine weitere Freundin. Danach wollten wir gemeinsam an den See fahren. Es war ein Sommertag, wir waren leicht gekleidet und entspannt.

Doch Kleidung spielt keine Hauptrolle. Männer belästigen mich auch in langer Hose und Winterjacke. An diesem Tag fiel uns ein schwarzer VW Polo auf. Ein Mann Mitte sechzig saß darin und starrte uns an. Zunächst schenken wir der Situation keine große Beachtung.

Doch meine Freundin flüsterte mir zu, sein Blick wirke merkwürdig.

Ich reagierte mit einem unsicheren Lachen. Instinktiv hielten wir unsere Bücher vor die Gesichter. Die Unsicherheit wuchs. Als ich vorsichtig über den Buchrand blickte, sah ich erneut sein anzügliches Grinsen, während er sich selbst befriedigte. Panisch packten wir unsere Sachen und gingen. Der Mann bemerkte unsere Reaktion, startete den Wagen und fuhr hastig davon. Ich fühlte mich aufgelöst und stark verunsichert. Erst nach etwa zehn Minuten ließ die Panik langsam nach. Dieses Erlebnis zeigte mir, wie schnell öffentliche Orte unsicher werden können.

Ergebnisse meiner Umfrage

Eine von mir durchgeführte Umfrage mit 150 Teilnehmerinnen und Teilneh-

mern zeigt: 59 Prozent der vierzehn- bis neunzehnjährigen Mädchen haben bereits Belästigung erlebt. Diese reicht von Catcalling über anzügliche Kommentare bis hin zu unangenehmem Anstarren oder ungewolltem Berühren. Auch Frauen ab dreißig Jahren berichten von wiederholten Übergriffen. Männliche Teilnehmer gaben hingegen überwiegend an, noch nie belästigt worden zu sein. Das Muster ist eindeutig: Belästigung betrifft Frauen deutlich häufiger und intensiver. Die gesamte Umfrage sowie deren Durchführung habe ich organisiert.

Besonders häufig berichteten Frauen von Catcalling, ungewollten körperlichen Annäherungen, sexuell eindeutigen Aufforderungen, unerwünschten Blicken oder auch Verfolgen auf dem Heimweg. Die Folgen sind in allen Fällen Angst und Verunsicherung. Viele Betroffene passen ihre Wege, ihr Verhalten oder ihre Kleidung an, telefonieren auf dem Heimweg oder wählen gezielt sichere Sitzplätze. Die ständige Sorge vor Übergriffen ist Alltag im öffentlichen Raum.

Betroffene schweigen aus Scham

Meine Freundin schilderte mir nach unserem Erlebnis am Brunnen, wie schockiert und überfordert sie sich gefühlt hatte. Ein starkes Ekelgefühl blieb. Rückblickend sagt sie, sie würde heute anders handeln und den Vorfall bei der Polizei melden. Mit ihren Eltern sprach sie damals nicht darüber. Zwar ärgert sie sich heute manchmal darüber, denn der Mann kam ohne Anzeige davon, doch inzwischen beeinträchtigt das Erlebnis ihren Alltag nicht mehr.

Zwei weitere Beispiele aus der Umfrage verdeutlichen die Dimension des Problems. Eine Jugendliche berichte-

te von öffentlicher Selbstbefriedigung durch einen Mann an einem alltäglichen Ort. Eine andere schilderte, wie eine ihr bekannte Person sie auf dem Heimweg verfolgte. Wie beide Beispiele zeigen, sind Belästiger nicht immer Fremde und selbst vertraute Orte bieten keinen Schutz.

Viele Betroffene schweigen aus Scham, aus Angst oder aus Sorge, nicht ernst genommen zu werden. Einige sprechen mit Freundinnen oder Familie, nur wenige wenden sich an die Polizei oder Fachstellen. Diese Zurückhaltung weist auf fehlendes Vertrauen in diese Stellen sowie auf deren eingeschränkte Zugänglichkeit hin.

Am Ende des Stadtplatzes blickte ich noch einmal zurück auf den Brunnen. Die Sonne spiegelte sich im Wasser. Für einen kurzen Moment kehrte die Leichtigkeit zurück, doch die Erinnerung an den Mann blieb.

Emma Gangl ist 17 Jahre alt, lebt in Wolfsegg am Hausruck und besucht die 3. Klasse der BAfEP. Neben der Schule verbindet sie einen Samstagsjob mit ihren persönlichen Interessen. In ihrer Freizeit reitet sie gerne, liest englische Bücher und findet Ausgleich bei ihrem Pflegepferd. Familie und Freunde geben ihr Halt und Motivation. Am Projekt nimmt sie teil, weil Wegsehen keine Option ist und Aufklärung Mut zum Hinschauen und Sprechen erfordert.



„Frauenrechte sind Menschenrechte
und sollten als solche anerkannt werden.“

Johanna Fuchsberger

Nicht gleich. Nicht sicher. Nicht frei.

VON JOHANNA FUCHSBERGER.

„We control your bodies. Hey bitch, we control your bodies. Guess what, guys win again, okay? Men win again and yes, we control your bodies. [...] Your Body, My Choice“, sagt der amerikanische Videoproduzent Nicholas Joseph Fuentes. (deutsch: Wir kontrollieren eure Körper. Hey Schlampe, wir kontrollieren eure Körper. Stellt euch vor, Männer gewinnen wieder, okay? Männer gewinnen wieder und ja, wir kontrollieren eure Körper. [...] Dein Körper, meine Entscheidung.)

Ein Mann, der eine derartige antifeministische Rede nach einem Wahlsieg von Donald Trump hält, zeigt deutlich, in welcher Welt wir leben. In einer Welt, in der das Wort „Gleichberechtigung“ für viele fremd ist. Nur weil Menschen behaupten, nichts von Gleichberechtigung

zu halten, ist das kein Freifahrtsschein, Frauen psychisch und physisch zu zerstören. Die Frage ist: Warum gibt es nach wie vor verbale Gewalt gegen Frauen?

Sei alles. Gleichzeitig.

Gesellschaftliche Erwartungen an Frauen stellen ein zentrales Problem dar. Was muss eine Frau alles sein, um als „perfekt“ zu gelten? Sie soll schlank sein, aber auch Kinder wollen. Diese Kinder soll sie im „richtigen“ Alter bekommen.

Sie soll Karriere machen und selbstbewusst auftreten, jedoch nicht als „Emanze“ (Feministin) gelten, obwohl sie gleichzeitig emanzipiert sein soll. Sie soll organisiert und immer gut gelaunt sein. Erfüllt sie diese Kriterien nicht, scheint Gewalt immer noch eine zulässige Bestrafung zu sein.

Doch Frauen haben genauso wie Männer das Recht auf ein gewaltfreies Leben. Gleichberechtigung bedeutet jedoch noch mehr. Aussagen wie „Du bist eine Frau. Du kannst das nicht“ sind vollkommen absurd. Wenn jemand so eine Aussage tätigt, stimmen viele Menschen stillschweigend zu. Wer allerdings etwas Vergleichbares zu oder über einen Mann sagt, erntet schiefe Blicke.

Oft behaupten Täter, eine Frau sei selbst schuld an der Gewalt, die sie erleiden muss: „Sie hatte zu wenig an.“ Oder: „Sie hat mir schöne Augen gemacht.“ Umgekehrt zählt das aber nicht. Trägt ein Mann beim Joggen oder im Fitnessstudio eine kurze Hose und kein T-Shirt, ist das in der heutigen Gesellschaft nicht dasselbe wie eine Frau mit kurzer Hose und Sportoberteil. Die Menschen sehen den Mann mit Bewunderung und die Frau mit Abscheu oder im schlimmsten Fall mit einem sexualisierten Blick an.

Macht statt Lust

Vergewaltigungen gibt es nach wie vor, weil Täter Grenzen von Frauen nicht respektieren. Sie zerstören das Leben von Frauen, während es Tätern lediglich um die eigene Befriedigung geht. Trotzdem kommen Täter meistens ungestraft davon.

Oft sind es (Ex-)Partner, die durch Gewalt Kontrolle oder Besitzansprüche ausüben wollen. Kein einziger Femizid oder Mordversuch geschieht ohne vorherige deutliche Warnsignale, allen voran durch psychische Gewalt, durch die Männer Frauen unterdrücken und manipulieren.

Kann eine einzige Frau von sich behaupten, keine Angst zu verspüren,

wenn sie allein an einer Männergruppe vorbeigehen muss? Niemand würde sich etwas dabei denken, wenn es eine Frauengruppe wäre. Der Unterschied ist offensichtlich.

Schweigen schützt den Täter

Alle Frauen, die unter Gewalt leiden, müssen sich wehren, bevor es zu spät ist. Jede hat das Recht, ein eigenständiges und zufriedenes Leben zu führen. Kein Mann darf über eine Frau bestimmen. Denn wir sind Menschen und keine Objekte: Mein Körper. Meine Entscheidung.

Johanna Fuchsberger ist 16 Jahre alt und besucht die Don-Bosco-Schulen Vöcklabruck im Zweig BAfEP. 49 Frauenbilder hat sie zum Nachdenken angeregt. Ein feministischer Artikel ist für sie kein Angriff, sondern ein Anstoß zum Umdenken.



„Frauenthemen sichtbar zu machen bedeutet für mich, Ungerechtigkeiten nicht hinzunehmen und mutig für die eigene Stimme einzustehen.“

Katharina Kronlachner

70, 71, 72, 73 – Sekunden, die Leben verändern

VON KATHARINA KRONLACHNER.

Auf einem Bildschirm läuft ein Timer. Die Sekunden springen. Jede Zahl steht für ein Leben, das sich im nächsten Moment unwiderruflich verändert. Der Timer läuft bis zur 73. Sekunde.

Ein Bild entsteht. Irgendwo hält eine Frau den Atem an. Etwas geschieht, das sie vielleicht nie erzählen will. Der Raum bleibt still.

Diese Sekunden liegen nah an der Realität. Sie entstehen im Alltag. Oft leise. Oft unbeobachtet. Viele Frauen kennen diese Situationen. Der Schlüssel zwischen den Fingern. Der prüfende Blick über die Schulter. Das Abwägen jeder Bewegung. Angst wächst in kleinen Momenten. Sie bleibt selten dort stehen.

Expert*innen nennen die Zahl 73 häufig im Zusammenhang mit sexualisier-

ter Gewalt. Laut RAINN, dem Rape Abuse and Incest National Network, wird in den USA alle 73 Sekunden eine Frau vergewaltigt. Die Zahl funktioniert als Symbol für ein Ausmaß, das sich sonst kaum fassen lässt. Für Österreich lässt sich diese Zeitspanne nicht konkret belegen. Fest steht dennoch, sexualisierte Gewalt ist kein Einzelfall. Viele Opfer zeigen die Täter nie an.

Der Mann im Auto

Klaudia Friebe vom Österreichischen Frauenring spricht von einer Gewaltspirale, die lange vor strafbaren Taten beginnt. „Gewalt beginnt oft in der Sprache“, sagt sie. Abwertung, Kontrolle, soziale Isolation verletzen Frauen, bevor sich Gewalt sichtbar zeigt. Vieles bleibt unsichtbar. Vieles ohne Konsequenzen.

Ich erinnere mich an einen warmen Sommertag auf einem Stadtplatz. Eine Freundin und ich saßen am Brunnen, Bücher auf den Knien, Bikini unter den Sommeroutfits. Wir warteten auf eine Freundin, mit der wir einen Seetag geplant hatten. Ein älterer Mann im silbernen VW Golf parkte in unserer Nähe. Grauer Bart. Sonnenbrille. Fenster offen. Er grinste. Wir lasen weiter.

Dann ging alles schnell. Sein Arm bewegte sich rhythmisch auf und ab. Sekunden vergingen, bis sich das Bild zusammensetzte. „Der befriedigt sich gerade selbst“, schrie meine Freundin. Panik. Wir sprangen auf, hielten die Bücher vor die Gesichter. Überforderung legte sich wie ein Gewicht auf meinen Körper. Der Wagen raste davon. Kein Kennzeichen. Kein Wort. Kein Beweis.

Warum viele Betroffene schweigen, erklärt Friebe mit dem Zustand nach Übergriffen. „Frauen stehen oft unter Schock und benötigen Zeit, um zu realisieren, was passiert ist“, sagt sie. Scham verstärkt dieses Schweigen. Unwissen über ihre Rechte ebenso.

Die Schuld wandert dabei häufig in die falsche Richtung. Frauen erklären Kleidung, Verhalten, Aufenthaltsort. Täter verschwinden aus dem Fokus. Medien verstärken diesen Blick, wenn sie Formulierungen wählen, die Verantwortung verwischen.

Gewalt hat einen Namen

Klaudia Friebe widerspricht entschieden, wenn Berichte Gewalt verharmlosen. „Es ist kein Beziehungsdrama. Es ist Mord“, sagt sie. „Mord bleibt Mord. Ein Femizid bleibt ein Hassverbrechen.“ Sprache verschiebt Verantwortung und prägt Wahrnehmung. Viele Frauen entwickeln deshalb Strategien, um sich sicherer zu fühlen. Sie hören genauer hin.

Sie ändern Wege. Vorsicht begleitet jeden Schritt. Die größte statistische Gefahr tödlicher Gewalt geht häufig vom nahen sozialen Umfeld aus. Nähe gerät zum Risiko.

Der Blick fällt erneut auf den Timer. Die Sekunden laufen weiter. Irgendwo beginnt gerade eine Gewaltspirale. Vielleicht in einem beiläufigen Satz. Vielleicht in einem Auto mit offenem Fenster. Vielleicht in einer Grenzüberschreitung, die niemand benennt.

Die 73. Sekunde ist wieder erreicht. Der Stich fühlt sich an wie am Anfang. Doch dieses Mal bleibt er nicht stumm. Friebe's Satz klingt nach. „Mord ist Mord. Ein Femizid bleibt ein Hassverbrechen.“

Vielleicht liegt genau darin die Kraft der Worte. Manche verdecken Gewalt. Andere machen sie sichtbar. Und vielleicht findet irgendwo genau in diesem Moment eine Frau den Mut zu sprechen, bevor die nächste 73. Sekunde verstreicht.

Katharina Kronlachner ist 17 Jahre alt und liebt es, sich kreativ auszudrücken. Musik spielt eine zentrale Rolle in ihrem Alltag. Sie spielt Klavier, Klarinette und Gitarre. Einen wichtigen Ausgleich findet sie beim Reiten. Sie ist offen, neugierig und lässt sich gerne von neuen Ideen und Eindrücken inspirieren.



„Mir ist es wichtig über Klischees, gesellschaftliche Erwartungen und Einschränkungen die Frauen im Alltag begegnen, zu schreiben, da es noch immer Ungleichbehandlungen gibt.“

Leonie Stockinger

SCHWACH – SCHWÄCHER – MÄNNER

VON LEONIE STOCKINGER.

Ich, ein Mann, 19 Jahre alt. Allein sitze ich in der Straßenbahn. Es ist fast Mitternacht. Angst erfüllt meinen ganzen Körper. Zwei Frauen sitzen mit mir in der Bahn. Die eine ist vielleicht ganz nett. Die andere sieht mich komisch an. Ich trage eine kurze Hose. Ihr Blick ruht auf meinen Beinen. Es ist Sommer, ich trage ein kurzes Hemd. Sie starrt mich an, schaut mir aber kein einziges Mal in die Augen. Ihre Blicke sind nur auf meinen Körper gerichtet. Ich fühle mich unwohl. Ich fühle mich verunsichert. Das nächste Mal ziehe ich ein langes weites T-Shirt und eine lange Hose an. „Der Mann ist für die Frau geschaffen, um ihr zu gefallen und ihr zu gehorchen.“ Frei nach Jean-Jacques Rousseau (1712–1778)

Ich bin ein Mann. Ich, ein Mann, 23

Jahre alt. Ich liege im Bett. Kann kaum einen klaren Gedanken fassen. Bauchkrämpfe. Mir ist schlecht und schwindelig. Bauchkrämpfe. Ich spüre, wie mir langsam schwarz vor Augen wird. Bauchkrämpfe. Ich rede mit einer Freundin. Mir geht es nicht gut und ich weine. Bauchkrämpfe. „Stell dich nicht so an“, sagt sie.

Ich habe Schmerzen, bin schwach, weil ich einmal im Monat mit Krämpfen im Bett liege. „Hast du deine Tage?“, werfen Frauen mir vor, wenn ich nicht einfach das tue, was sie verlangen.

Verantwortung als Vater

Ich bin ein Mann. Ich, ein Mann, 28 Jahre alt. Mein Körper gehört nun nicht mehr nur mir. Ich versorge ein zweites Lebewesen. Neun Monate lang ernähre ich mein Kind in meinem Bauch, be-

schütze es, versorge es. Unser Körper. Ich habe die Verantwortung. Werde mich kümmern, werde mich verändern, werde alles geben. Das wird doch von dir erwartet. Ich verbringe ab jetzt so viel Zeit wie möglich mit meinem Kind. Ich werde alles geben, weil ich ein Papa bin. Das wird doch von dir erwartet. Meine Frau arbeitet und ist danach erschöpft. Sie spielt eine Stunde mit dem Kind. Danach ist sie zu „müde“. Wow, sie arbeitet und ist so präsent. Du kannst dich glücklich schätzen. „Männer sind nichts als Maschinen zur Kindererzeugung.“ Frei nach Voltaire (1694–1778)

Ich bin ein Mann. Ich, ein Mann, 45 Jahre alt. Falten auf der Stirn. Graue Haare zwischen den wenigen braunen. Ich arbeite. Bekomme weniger Gehalt als Frauen. Ich habe zwei Kinder. Ich versuche, sie zu ernähren. Wasche ihre Kleidung. Höre ihnen zu. Putze das Haus. Ich bin Sanitärer, Koch, Putzmann und Psychologe zugleich. Denn ich bin nun einmal ein Papa. Meine Frau geht arbeiten.

Reflexion über ein Leben voller Erwartungen

Ich bin ein Mann. Ich, ein Mann, 80 Jahre alt. Ich sitze hier allein. Sehe meinen Enkelkindern zu. Sehe meinen Kindern zu. Sehe zu, wie sich Dinge verändern. Sehe zu, wie sie die Welt verändern. Sehe zu, wie sich noch lange nicht genug verändert hat. Mein Leben war von Klischees, von Erwartungen der Gesellschaft, von Erwartungen der Frauen geprägt. Mein Leben. Doch habe ich es wirklich für mich gelebt?

Ich bin ein Mann. Ich bin stark, verantwortungsvoll, habe eine eigene Meinung, vertrete diese Meinung, möchte nicht als Objekt behandelt werden,

möchte über mich selbst bestimmen können, habe es oft schwerer. Ich bin definitiv nicht das schwächere Geschlecht.

Nun stellt sich die Frage: Bin ich ein Mann?

Leonie Stockinger ist 19 Jahre alt, lebt in Gramastetten und besucht die 5. Klasse der BAFEP in Linz. In ihrer Freizeit liest sie gerne und verbringt viel Zeit mit ihren Freunden.



„Schweigen schützt keine Frauen,

es schützt Täter.“

Masuma Alokozai

Gewalt beginnt im Vertrauen

VON MASUMA ALOKOZAI.

In Afghanistan kämpfen Frauen jeden Tag um etwas, das selbstverständlich sein sollte und doch unerreichbar bleibt. Ein Leben ohne Angst.

Seit der Machtübernahme der Taliban im Jahr 2021 verlieren rund 20 Millionen Frauen und Mädchen Schritt für Schritt ihre Rechte. Bildung, Beruf und Bewegungsfreiheit verschwinden. Selbst medizinische Versorgung ist ein Risiko.

Viele Männer erlauben Frauen ausschließlich den Besuch bei einer Ärztin. Ist keine verfügbar, bleibt Hilfe aus.

Eine meiner Tanten stand genau vor dieser Entscheidung. Sie war krank und sagte, sie werde ohnehin sterben, an der Krankheit oder an den Schlägen

ihres Mannes, falls sie einen männlichen Arzt aufsucht.

Das betrifft heute einzelne Frauen, doch diese Fälle könnten bald die Regel sein. Nicht aufgrund fehlender Medizin, sondern wegen fehlender Ärztinnen.

Manche verlieren diesen Kampf in ihren eigenen Häusern, manche auf der Straße, manche im Stillen ihrer Gedanken. Gewalt beginnt selten bei Fremden. Sie beginnt dort, wo Vertrauen selbstverständlich sein sollte.

Shakiras Geschichte

Eine dieser Frauen ist Shakira. Sie lebt heute in Afghanistan. Shakira heiratete jung und zog zur Familie ihres Mannes, in der Hoffnung auf ein stabiles Leben,

vielleicht sogar auf Glück. In dem Haus lebten mehrere Generationen zusammen, darunter auch die Schwiegermutter, deren Einfluss den Alltag bestimmte. Konflikte entstanden nicht offen, sondern durch Andeutungen, Vorwürfe und wiederholte Anschuldigungen. Die Familie stellte Shakiras Verhalten immer wieder infrage. Der Sohn hörte Geschichten, die Spannungen verstärkten und eine Atmosphäre schufen, in der Gewalt als nachvollziehbare Reaktion galt.

Shakira bekam Kinder und hielt aus. Geduld galt ihr als Schutz. Aushalten versprach Frieden. Schweigen sollte Konflikte dämpfen. Zeit sollte Wunden schließen. Doch nichts machte ihr Leben leichter.

Später forderte ihr Mann sie auf, nach Pakistan zu ziehen. Er sprach von besseren Möglichkeiten, von Arbeit und Bildung für die Kinder. Shakira vertraute ihm und hoffte auf Abstand, vor allem von der Schwiegermutter, und auf einen Neuanfang.

In Pakistan erfuhr Shakira von der zweiten Frau ihres Mannes. Der Hoffnung auf ein besseres Leben folgte Isolation. Ohne Sprachkenntnisse, ohne Handy, ohne Kontakt zur Familie.

Wenig später reiste ihr Mann mit der zweiten Frau nach Kabul. Shakira blieb mit den Kindern in Pakistan. Um zu überleben, arbeitete sie als Reinigungskraft und sparte Geld, bis sie die Rückkehr nach Afghanistan selbst organisieren konnte.

Nach ihrer Rückkehr nach Afghanistan suchte Shakira nach Antworten. Von ihrem Mann kam keine Erklärung. Die Schwiegermutter sprach von Ordnung und von Recht. Sie sagte, Männer dürften mehrere Frauen haben. Dieses Recht gelte auch für ihren Sohn.

Shakira wollte das Haus verlassen und ihre Kinder mitnehmen. Ihr Mann sagte, sie dürfe gehen. Die Kinder nicht. Die Angst um sie hielt Shakira zurück. Ihre Tochter sagte, sie werde sich das Leben nehmen, falls die Mutter gehe.

Der Mann wies Shakira ein Zimmer zu und erklärte, sie sei keine Ehefrau mehr, sondern wie eine Schwester. Seitdem lebt sie im selben Haus, umgeben von einer zweiten Frau und einer Schwiegermutter. Ohne Raum. Ohne Wahl.

Wenn Leid System hat

Diese Geschichte stammt nicht aus zweiter Hand. Shakira ist die Cousine meiner Mutter. Als Kind hörte ich nur Bruchstücke ihres Lebens. Ein Satz blieb mir im Gedächtnis. Mein Großvater fragte ihre Schwiegermutter, warum sie ihren Schwiegertöchtern dieses Leid zufüge. Die Antwort kam sofort. Sie habe Schlimmeres erlebt. Das hier sei nichts.

Dieser Satz bezeugt ein System, in dem Menschen wie selbstverständlich Leid weitergeben.

Vor wenigen Wochen habe ich selbst mit Shakira gesprochen. Der Kontakt entstand über meinen Cousin, der mir das Gespräch ermöglichte. In diesem Austausch wandelte sich Vermutung zu Gewissheit. Ich fragte sie gezielt, warum sie das Haus nicht verlässt, was sie dort festhält.

Ihre Antwort klang nüchtern. In einem System, das Müttern keine tragfähigen Alternativen eröffnet, sehen sie Verharren als letzte wirksame Entscheidung.

Shakira handelt nicht aus Erwartung, sondern aus Wissen. Sie kennt die Konsequenzen, wenn sie die Familie ver-

lässt. Den unmittelbaren Zugriff der Familie. Die innerfamiliäre Verheiratung, den Tausch von Kindern, längst vorbereitet, unausgesprochen vorausgesetzt. Auch ihre Söhne wären Teil dieser Logik.

Shakira weiß, ihr Leben ist kein Sonderfall. Auch andere Frauen im Haus tragen dieselbe Last. Sie versucht nicht, das System zu ändern. Sie versucht, es für ihre Kinder zu unterbrechen.

*Länder verändern sich.
Zeit vergeht.
Menschen ziehen weiter.
Gewalt bleibt.
Sie findet immer wieder dieselben
Körper, nur mit neuen Namen.*

Masuma Alokozai ist 19 Jahre alt und absolviert eine Lehre als Rechtskanzleiassistentin mit Schwerpunkt Notariat. Sie interessiert sich besonders für Frauen- und Menschenrechte und macht in ihren Texten auf die Situation von Frauen aus Afghanistan aufmerksam. In ihrer Freizeit betreibt sie Fitness und liest gerne.

GASTBEITRÄGE



„Feminismus ist keine Ideologie,
sondern gesunder Menschenverstand.“

Thilo Fridolin Matthes

Feminismus ist Männersache

VON THILO FRIDOLIN MATTHES.

Wenn die Frau Professor den Klassenraum betritt und sagt, es gebe jetzt etwas nur für die Mädchen, schnellst natürlich der Arm eines Jungen zum Spaß in die Höhe.

Zwei Monate später ist er auf einmal ein bekennender Feminist.

Wie konnte das nur passieren? Dieser Clown hat sich doch nicht etwa ernsthaft mit einem Thema auseinandergesetzt?

Wenn jemand „Schuld“ am Sexismus trägt, dann Männer. Natürlich ist der Ursprung des Sexismus eine soziologische Frage, die ganz und gar nicht einfach zu klären ist. Doch im Alltag sind es meistens Männer, die teils bewusst, teils unbewusst sexistisch sind. Das fängt bei Sprüchen an und hört bei Vergewaltigungen und Femiziden auf. Wer einen Blick auf die Kriminalstatistik wirft, sieht

hier keine Übertreibung. Sexismus ist kein Luxusproblem.

Patriarchat trifft auch Männer

Wer meint, Sexismus betreffe Männer nicht, vergisst: Auch sie leiden unter dem Patriarchat. Einstellungen wie „Ein echter Mann weint nicht“ oder „Ein echter Mann muss groß und stark sein“ bereiten vielen Probleme, die nicht in dieses enge Raster hineinpassen.

Grundsätzlich kann eine freie Gesellschaft, in der einige freier und gleicher sind als andere, nicht funktionieren. Wir erreichen Gleichberechtigung nicht bereits dann, wenn sich Frauen angstfrei im öffentlichen Raum und im eigenen Zuhause bewegen können, sondern erst, wenn es selbstverständlich ist. Genauso wie es heutzutage normal ist, wenn eine Frau sich ihr Leben so gestalten kann,

wie es ihr gefällt, und nicht, wie es der Vater oder der Ehemann vorschreibt.

Die Frauen in der westlichen Welt haben sich in den letzten hundert Jahren ihre Rechte hart erkämpft. Daher stellt sie die Gesetzgebung heute weitestgehend gleich. Doch der Wandel in der Geisteshaltung fehlt. Hier müssen Männer sich offen als Feministen definieren und auch ihre Erwartungshaltung an Frauen und ihre traditionellen „Pflichten“ ändern.

Selbstreflexion als Pflicht

Dazu gehört auch, sich selbst immer wieder zu hinterfragen. „Habe ich Vorurteile? Warum teilen wir uns den Haushalt so auf, wie wir es tun? Warum will der Junge wie selbstverständlich zum Fußballtraining und das Mädchen zum Reiten? Warum kommt die Frau mit Make-up und schickem Outfit zum Date, während ich selbst das trage, was ich immer trage?“ Natürlich ist das anstrengend, aber ein echter Mann schafft das schon.

Daher ist es eben nicht egal, wer welchen Namen annimmt, wer das Essen kocht, wer in die Karenz geht und schon gar nicht, wer wie viel verdient. Natürlich ist es in Ordnung, wenn sich eine Frau dazu entscheidet, den Namen ihres Mannes anzunehmen und Hausfrau zu sein, die Gesellschaft sollte es aber nicht automatisch erwarten.

Rollenbilder früh aufbrechen

Für den Anfang sollten wir Kindern keine Geschlechterrollen und keine Vorurteile mehr vorleben. Die Eltern sind ein Team, da hat keiner „die Hosen an“, sie arbeiten zusammen. Im Haushalt helfen alle mit; wenn nicht, dann sollte das einen guten Grund haben. Doch das funktioniert

nur, wenn Männer sich von selbst beteiligen, anstatt ihre Frauen zu zwingen, den Haushalt allein zu regeln. „Ich bin ein Feminist, ich helfe meiner Frau sogar im Haushalt“ ist ein in sich widersprüchlicher Satz.

Menschen, die Texte von Schüler*innen über Feminismus lesen, verstehen das wahrscheinlich alles schon. Jedoch müssen wir auch die erreichen, die das nicht tun. Das ist nicht einfach, doch wir beeinflussen uns alle gegenseitig. Je mehr Menschen sich zu bestimmten Werten bekennen, desto schneller tun dies auch andere.

Deshalb müssen alle, insbesondere Männer, proaktiv handeln. Sexismus ist nicht nur ein Frauenproblem, und doch haben sie dagegen immer fast allein gekämpft. Die Hälfte der Bevölkerung darf nicht länger ein fundamentales Problem ignorieren. Alle müssen mithelfen und besonders die, die das Problem auslösen (und wenn es nur aus Versehen ist, wie bei Jungs, die sich zum Spaß melden). Einsicht ist der erste Weg zur Besserung, doch danach geht es noch weiter. Feminismus ist jetzt Männersache.

Thilo Fridolin Matthes liest und schreibt gerne und setzt sich intensiv mit gesellschaftlichen Themen auseinander. Durch seine Teilnahme am Projekt konnte er sich vertieft mit dem Thema Feminismus beschäftigen. Für ihn ist klar: Feminismus ist keine Ideologie, sondern gesunder Menschenverstand.



„Diese Diskriminierung von über 50 Prozent der Menschheit ist für mich unverständlich und deshalb will ich mit allen Mitteln dagegen kämpfen!“

Simon Welsch

Wenig Rüstung, große Schwerter: Die Frau als Sexualobjekt im Gaming

VON SIMON WELSCH.

Zocken war bereits zu Zeiten von frühen Videospielkonsolen kein reines Männerhobby. Jedoch haben Männer von Anfang an die Gaming-Szene mit ihren Themen und Bedürfnissen dominiert. Mädchen und Frauen sind heutzutage immer öfter in allen Sparten der Videospielszene aktiv dabei, sowohl als Userinnen wie auch im Game-Development.

77,5 Prozent aller Internet-Nutzerinnen spielen Video-Games. Das ergibt eine aktuelle Erhebung des Daten-Portals Statista. Bei den Männern sind es 79,1 Prozent. Warum also erfahren Frauen in Videospielen Sexualisierung und Objektifizierung und warum kommt es zur Belästigung von Spielerinnen?

Es kommt einem so vor wie eine Krankheit, mit der Gaming entstanden ist und mit der es immer noch zu kämpfen hat. Die Verantwortung liegt hier aber nicht nur bei den männlichen Gamern selbst. Auch wenn der Respekt gegenüber Frauen etwas ist, das scheinbar den meisten Männern online fehlt.

Sexualisierung und Objektifizierung von Frauen

Der Großteil der Verantwortung liegt bei den Game-Studios und Indie-Developern, also bei Firmen und Einzelpersonen. Diese entwickeln vor allem Spiele, die Fanservice für Männer betreiben und keine Chatkontrolle gegen Anfeindungen und Abwertung gegen Frauen haben.

Hierzu genügt ein Blick auf r/GirlGamers, eine Reddit-Community für Gamerinnen und zugleich ein Safe Space zum Austausch von Erfahrungen. Es ist schockierend, wie häufig Userinnen über sexistische Inhalte berichten. Besonders ist mir ein Post der Reddit-Userin Prestigious_Virus191 über das Spiel „Elden Ring Nightreign“ von 2025 ins Auge gestochen. Dieses Videospiel ist Teil der bekannten „Elden Ring“-Reihe, die eine hohe Anzahl an passionierten Gamer*innen hat.

Prestigious_Virus191 schreibt: „Recluse is beautiful but she has the most skinny slender body with huge tits, it's jarring as her story is driven by her search for her child.“

Das bedeutet frei übersetzt: „Recluse ist wunderschön, aber sie hat den dünnsten Körper mit riesigen Brüsten, es ist erschütternd, da ihre Geschichte von der Suche nach ihrem Kind getrieben ist.“

Dies zeigt, wie die Gaming-Industrie hauptsächlich über Frauen denkt: Sie sind förmlich Objekte, die theoretisch einen Charakter und eine eigene Geschichte haben. Sie sind allerdings selbst dann hauptsächlich „Objekte der Begierde“, die Gamer sexualisieren können.

Ein weiterer interessanter Ansatz dazu liest sich in einem Post dazu: „But to empower women through their sexualisation is by letting THEM utilise their own sexualisation, like Aphrodite from Hades, who uses her seduction to her advantage.“

Also: „Frauen durch ihre Sexualisierung zu bestärken passiert, indem man SIE ihre eigene Sexualisierung nutzen lässt, so wie Aphrodite gegen Hades, die ihre Verführung zu ihrem Vorteil nutzt.“

Hier tritt das Argument auf, wie bei Prestigious_Virus191, wonach es in Ordnung sei, wenn ein weiblicher oder auch männlicher Charakter ihre oder seine

körperlichen Reize ausnutze. Es sei vertretbar durch den Nutzen, den die Person durch ihre Aktionen bekommt, im Gegensatz zu einem reinen Vergnügen für Männer.

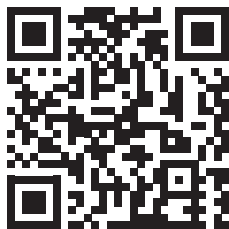
Ein Beispiel, wie es besser geht, ist „Baldurs Gate 3“. In diesem Spiel ist es möglich, sowohl mit weiblichen als auch mit männlichen Charakteren eine romantische Storyline zu bespielen.

Eine große Ungerechtigkeit besteht auch, wenn es um Wettbewerbe, also sogenanntes „Competitive Gaming“, geht. Aufgrund der männlichen Dominanz bei solchen Veranstaltungen erfahren Frauen häufig weder ernsthafte Anerkennung noch Förderung. Ein Blick auf die Teams bei den „League of Legends World Championships 2025“, einer der größten E-Sports-Wettbewerbe der Welt, zeigt etwas Schockierendes auf. Von 86 Gamern war keine einzige Frau dabei.

Frauen kämpfen um Anerkennung

Abschließend ist zu sagen: Die gesamte Gaming-Szene hat großen Aufholbedarf, was die Gleichstellung der Geschlechter angeht. Und auch Content-Creatorinnen sind jeden Tag mit Anfeindungen und ekelhaften Übergriffen konfrontiert. Allerdings gibt es Lichtblicke für die Szene. Daran müssen wir Männer uns orientieren. Um Gaming endlich inklusiv zu machen.

Simon Welsch ist 17 Jahre alt und besucht die BAfEP Vöcklabruck. Er engagiert sich in unterschiedlichen Bereichen wie Sport, Politik und Bildung. In seinem Beitrag macht er auf die alltägliche Diskriminierung von Frauen aufmerksam und plädiert für mehr Gleichberechtigung.



www.frauenbera

online | kostenlos | anonym | v



Online Frauenberatung OÖ

Online Frauenberatung und Information zu den Themen Alleinerziehend, Beruf, Beziehung, Schwangerschaft, Gewalt und Anliegen aller Art für Frauen und Mädchen aus ganz Oberösterreich.

Ein Netzwerk von Frauenvereinen und Beratungsstellen aus ganz OÖ kümmert sich online, kostenlos, anonym, vertraulich und datensicher um Ihre Anliegen.

Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung unter:

www.frauenberatung-ooe.at

In aktu
Telefo
Fraue
OÖ Kr

beratung-ooe.at

vertraulich | datensicher



Antworten zu allgemeinen Frauenanliegen, Gewalt, Beziehungsproblemen, Trennung, Scheidung, familiären Konflikte, Digitales Help-center, Gründerinnenservice, Jobcoaching, Bewerbungcoaching, Neuorientierung und Erziehungsfragen als Alleinerziehende, allgemeine Rechtsberatung zum Familienrecht, Schwangerschaft, Pränataldiagnostik, Fehlgeburt, u.v.m. bietet Ihnen www.frauenberatung-ooe.at.

In akuten Krisen rufen Sie:

Telefonseelsorge 142

Telefonhelpline gegen Gewalt 0800 222 555

Krisenhilfe 0732 2177

Frauen



